Konrad Adenauer Stiftung

LITERATURPREIS 2012
TUVIA RÜBNER

DOKUMENTATION DER VERLEIHUNG DES LITERATUR-
PREISES DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E.V.
WEIMAR, 10. JUNI 2012

GÜNTHER RÜTHER (HRSG.)

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin/Berlin

Die Beiträge sind in der von den Autoren gewählten Rechtschreibung abgedruckt.
Redaktion: Michael Braun und Anke Hoff.
Umschlagfoto und Fotos im Textteil (Seite 39 bis Seite 41 oben): Maik Schuck.
Foto Seite 41, unten: Ursula Moss, Konrad-Adenauer-Stiftung.
Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.
Druck: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.
Printed in Germany.
Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.

ISBN 978-3-944015-06-4

INHALT

5 | BEGRÜSSUNG
Hans-Gert Pöttering

11| ANSPRACHE
Christine Lieberknecht

19| DAS UNGEBROCHENE WORT
LAUDATIO AUF TUVIA RÜBNER
Adolf Muschg

31| ZARTES GLEICHGEWICHT
DANKREDE
Tuvia Rübner

37| PROGRAMM DER FEIERSTUNDE

39| BILDLICHE IMPRESSIONEN

42| TEXT DER VERLEIHUNGSURKUNDE

45| „INS JA GESANDT"
Tuvia Rübner im Gespräch mit Michael Braun und Christian Echle

50| POSTKARTE AUS WEIMAR
Tuvia Rübner

51| ZEITTAFEL – TUVIA RÜBNER

53| JUROREN 2012

57| AUTOREN 2012

61| MUSIKERINNEN

63| DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE 1993-2011

BEGRÜSSUNG

Hans-Gert Pöttering

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es gehört zum guten Ton in diesem Haus, zuerst die Musik zu würdigen. Ich danke den Studierenden an der Musikhochschule Franz Liszt: Margret Schröder, Juliane Fischbeck, Annemarie Birckner und Marianne Gäbler.

Sie haben unsere Feierstunde mit einem Quartett von Mozart eröffnet. Zum Abschluss werden sie ein Klavierquintett von Robert Schumann spielen, begleitet von Frau Professor Anne-Kathrin Lindig an der Violine. Sie ist Musikwissenschaftlerin an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar und Vertrauensdozentin unserer Stiftung. Sie hat die Musiker für uns gewonnen und betreut. Ich danke ihr ebenso wie dem Hausherren und Direktor dieses Musikgymnasiums, Ihnen, lieber Wolfgang Haak. Ihr Haus bietet uns nunmehr zum 15. Male ein gastfreundliches Dach für die Feierstunde.

Unser Preisträger 2012 hat einen weiten Weg auf sich genommen, um hier sein zu können: vom Kibbuz Merchavia zwei Autostunden von Tel Aviv entfernt über Frankfurt bis nach Weimar. Ich freue mich sehr, dass Sie, verehrter Tuvia Rübner, dieser Feierstunde im Musikgymnasium beiwohnen, und begrüße Sie mit Ihrer Frau Galila und Ihrer Tochter Miriam sehr herzlich!

Tuvia Rübner ist der 20. Literaturpreisträger unserer Stiftung. Das ist etwas Besonderes, ja ein Jubiläum. Etwas Besonderes ist auch, dass Tuvia Rübner der erste unserer Preisträger ist, der aus Israel kommt.

Geboren ist er 1924 in Preßburg, dem heutigen Bratislava. Im Mai 1941 floh er mit Freunden aus dem zionistischen Jugendbund „Hashomer Hatzair" nach Palästina, in den Kibbuz Merchavia, der ersten Siedlung dieser Art im Land Israel. Er hatte damals, erinnert er sich, „nichts in der Hand, keine Ausbildung, kein brotsicherndes Gewerbe, kein Zeugnis, keinen roten Heller, keinen irgendwelchen Rückhalt, selbst die Sprache beherrschte ich nicht genügend".

Was daraus wurde, können Sie in Tuvia Rübners Buch *Von Preßburg nach Merchavia* nachlesen, das nicht nur ein lesenswertes autobiographisches Erinnerungswerk ist, sondern auch ein repräsentatives Zeitzeugnis, ein lehrreiches Geschichtsbuch des 20. Jahrhunderts.

Dieses Geschichtsbuch enthält eine wichtige kulturpolitische Botschaft. Sie ist eindeutig und einsichtsvoll. Man kann sie so formulieren: Tuvia Rübners Heimat ist die deutsche Literatur und die europäische Kultur. Das gilt trotz oder besser gerade wegen seiner Emigration im Jahr 1941 aus Preßburg. Das Dichten in der Sprache von Goethe und Kafka war ihm „Halt gebend in der Welt, in der ich jeden anderen Halt verloren hatte". Literatur als unverlierbare Heimat, als transportables Vaterland, das ist Zeichen vieler deutschsprachiger Emigranten und Exilanten seit Heinrich Heine.

Die slowakische Herkunftslandschaft, Zürich, England, Italien, vor allem Deutschland – europäische Länder, Städte und Orte spielen eine wichtige Rolle in Rübners Werk. Es sind für ihn aber Orte einer verlierbaren Heimat. Deutschland im Herzen Europas, in dem Auschwitz als, mit Tuvia Rübners Worten, „zentrales Ereignis des 20. Jahrhunderts" möglich wurde, musste ihm als selbstverständliche Heimat fremd geworden sein.

Tuvia Rübners Eltern und Schwester wurden 1942 deportiert und in Konzentrationslagern ermordet. Seine Familie hat Tuvia Rübner nie wiedergesehen. Wenige kurze Briefe aus der Zeit von Juni 1941 bis Juli 1942, damals vermittelt durch den Postverkehr des Roten Kreuzes, sind die letzten überlieferten Zeugnisse.

Konnte das Land Israel Tuvia Rübner eine Heimat werden?

Damals, vor siebzig Jahren, hat die Ankunft in diesem Land sein Leben gerettet. Er wurde Bibliothekar, Lehrer und ein renommierter Literaturwissenschaftler. Als er 1953 begann, inspiriert von Bibel und moderner hebräischer Dichtung, ermuntert von deutschen Freunden, eigene Gedichte in hebräischer Sprache zu schreiben, da wurde er zum Schriftsteller und virtuosen Übersetzer, unterstützt von Verlegern wie Bernhard Albers und Thomas Sparr. Tuvia Rübner hatte – nach eigenen Worten – „in einem Auge die deutsche Dichtung und im anderen die moderne hebräische".

Doch Israel, 1948 als Staat gegründet, blieb für ihn letztlich eine „Heimat mit Schmerzen". Es konnte nicht die „Landschaft meiner Seele" werden, wie er schreibt.

Ein „blutendes Land mit zu viel Schmerz und Trauer und Hass" nennt Tuvia Rübner Israel – und spart bei aller Dankbarkeit gegenüber dem Land, das ihn aufnahm, nicht mit Kritik an falscher Politik: an den Attentaten der arabischen Welt auf Israel, an dem israelischen Umgang mit den Palästinensern, an dem Terror, der Gewalttätigkeit gegenüber unschuldigen Opfern.

Auf diese Mahn-Rufe der Völkerverständigung müssen wir hören, wenn es darum geht, von Europa aus Sorge zu tragen für eine friedliche Koexistenz zwischen Israel und seinen Nachbarn. Rechtsstaatliche Stabilität, Achtung der Menschenrechte, partnerschaftlicher Dialog und geistige Freiheit: Das ist das Ziel einer solchen Koexistenz.

Diese politischen Bemühungen werden von der Konrad-Adenauer-Stiftung unterstützt, die seit dreißig Jahren in Jerusalem vertreten ist und zudem Auslandsbüros in Ramallah und in weiten Teilen des Nahen Ostens unterhält. Unsere Erfahrung in Europa ist: Der Wille zu Frieden und Freiheit lässt sich nicht dauerhaft unterdrücken.

Wo könnte diese Botschaft besser verlauten als hier, in Weimar, in der Stadt, die für die wechselvolle deutsche Geschichte steht. Weimar ist heute wieder ein Mittelpunkt für deutsche und europäische Kultur!

Es freut mich, dass Christine Lieberknecht heute abermals als Mitglied der Jury unseres Literaturpreises zugegen ist – und natürlich als Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen. Verehrte Christine Lieberknecht, ich danke Ihnen jetzt schon herzlich für die anschließenden Grußworte und den traditionellen Schulterschluss beim Empfang.

Mit Ihnen, liebe Christine Lieberknecht, darf ich alle Abgeordneten der Parlamente, den Präsidenten des Deutschen Bundestages, Professor Norbert Lammert, und unseren Ehrenvorsitzenden, Professor Bernhard Vogel, herzlich willkommen heißen!

Die Juryvorsitzende Frau Professor Birgit Lermen übt ihr Amt seit nunmehr zwanzig Jahren aus. An ihrer Seite sind Professor Gerhard Lauer, Literaturwissenschaftler an der Universität Göttingen, und Ijoma Mangold, Redakteur im Feuilleton der Wochenzeitung *Die Zeit*, sowie Felicitas von Lovenberg, verantwortliche Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Ihre Voten haben den Literaturpreis geprägt.

Begrüßen möchte ich sehr herzlich unseren Laudator, Professor Adolf Muschg. Sie alle kennen ihn als virtuosen Schriftsteller, Essayisten und Redner. Natürlich imponiert es mir besonders, dass Sie eines Ihrer vielen Essaybücher der Frage gewidmet haben: „Was ist europäisch? Reden für einen gastlichen Erdteil". Mit Freude habe ich gelesen, dass im August 2012 ein neuer Roman von Ihnen erscheint. *Löwenstern* heißt er und erzählt eine europäisch-japanische Beziehungsgeschichte aus der Goethe-Zeit, als Japan noch ein gegen die Außenwelt fast verschlossenes Land war. Eine Geschichte, die sich aber auch als schönes Gleichnis interkultureller Konflikte und Lösungen lesen lässt.

Lieber Adolf Muschg, wir sind sehr auf Ihre Laudatio gespannt!

Zwanzig Jahre Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung: Tuvia Rübner bildet mit den früheren Preisträgern eine leuchtende Reihe.

Ich darf sie einmal alle aufzählen: Sarah Kirsch, Walter Kempowski, Hilde Domin, Günter de Bruyn, Thomas Hürlimann, Hartmut Lange, Burkhard Spinnen, Louis Begley, Norbert Gstrein, Adam Zagajewski, Patrick Roth, Herta Müller, Wulf Kirsten, Daniel Kehlmann, Petra Morsbach, Ralf Rothmann, Uwe Tellkamp, Cees Nooteboom, Arno Geiger.

Und nun Tuvia Rübner. Ein ehrenvoller, ein hochverdienter Preisträger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung 2012: Herzlichen Glückwunsch, verehrter Tuvia Rübner!

ANSPRACHE

Christine Lieberknecht

Sehr geehrter Herr Bundestagspräsident Lammert,
sehr geehrter Herr Professor Pöttering,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Dr. Vogel,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen aus dem Thüringer Kabinett und geehrte Abgeordnete der Parlamente im Land, Bund und in Europa,
sehr geehrte Gäste aus Israel,
hochverehrter Herr Rübner,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

wir haben uns heute hier in der Klassikerstadt Weimar, auf dem Gelände des Schlosses Belvedere, versammelt, um den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2012 zu vergeben. Er gehört zu den renommierten Literaturpreisen in der Bundesrepublik und wird von einer Fachjury an Dichter und Schriftsteller vergeben, deren Schaffen die deutschsprachige Literatur im Sinne humanistischer Werte bereichert und repräsentiert. Sie, lieber Herr Professor Vogel, haben diesen Preis im Jahre 1993 begründet. Ihr Nachfolger als Stiftungsvorsitzender, Herr Professor Pöttering, führt diese Ehrung schöpferischen literarischen Schaffens fort.

Dass der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung heute einem israelischen Autor verliehen wird, bringt eine dreifache Hochachtung zum Ausdruck:

- Wir verneigen uns vor dem literarischen Lebenswerk eines Menschen, dem es im Jahre 1942, siebzehnjährig, gelungen ist, mit einer zehnköpfigen Gruppe jüdischer Jugendlicher in letzter Minute der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie zu entkommen.

- Wir fühlen uns dem Land Israel und der in ihm waltenden menschlichen Schöpferkraft eng verbunden: geistig-wissenschaftlich, historisch, künstlerisch und wirtschaftlich. In Tuvia Rübner ehren wir einen Israeli, dessen Verbindung zu seinen geistigen und deutschsprachigen Wurzeln so stark ist, dass er sein Leben lang auch die deutsche Sprache nutzte, um sein Innerstes und seine Botschaften zum Ausdruck zu bringen, Botschaften, die sich gegen das Vergessen richten, Botschaften, die aus dem Erleben und Erinnern wachsen. In Tuvia Rübners Erinnerungsbuch *Ein langes kurzes Leben* steht als Zwischenergebnis zu seinen Erlebnissen ein Absatz, der mir besonders wichtig ist: „Das ganze Leben ist ja nichts als Erinnerung. Das Licht eines Sternes, der vielleicht vor tausend Lichtjahren schon zerfallen ist […]. Wirklichkeit ist, was wir nicht wissen."

- Mit großer Dankbarkeit erkennen wir den hohen literarischen und ethischen Wert des Werkes von Tuvia Rübner. Wir sehen darin Zeichen der Verarbeitung einer grauenvollen Vergangenheit, Zeichen des Gedenkens und der Erinnerung an unvorstellbares Leid, das von den politischen Verführern im nationalsozialistischen Deutschland und von einem größenwahnsinnigen, alle Kultur zerfressenden, rassistischen Gedankengut ausgegangen ist.

Tuvia Rübner ist, fern seiner alten Heimat, dem damaligen Pressburg, zu einem Repräsentanten deutschsprachiger Literatur in Israel geworden.

Als ich diese Begrüßungsansprache vorbereitete und mir Tuvia Rübners Schicksal vergegenwärtigte, fiel mir ein Satz von Martin Buber ein, der eine tiefe Weisheit enthält und auf unseren Preisträger hinzuweisen scheint: „Alt sein ist ja ein herrlich Ding", sagte Martin Buber, „wenn man nicht verlernt hat, was anfangen heißt".

Immer wieder anfangen, etwas Neues beginnen, etwas Bedeutendes in Angriff nehmen, das ist, wie mir scheint, das Geheimnis der Schaffenskraft Tuvia Rübners. Diese Einstellung hat Tuvia Rübner durch sein Leben getragen.

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ist der Idee der Freiheit des dichterischen Wortes gewidmet.

Wir bewundern in Leben und Werk Tuvia Rübners die Vitalität seiner Gedanken und Gefühle.

Wir bewundern die moralische Größe seiner Dichtungen.

Wir bewundern sowohl seine Potenzen des Widerstandes gegen schlimmste Menschenverachtung und Barbarei der Nationalsozialisten als auch die herbe, unverstellte Schönheit seiner selbstreflektierenden Verse.

Tuvia Rübner hat die deutsche Sprache, die Sprache nationalsozialistischen Rassenwahns, die Sprache der Wannseekonferenz, die Sprache der Mörder des jüdischen Volkes, die Sprache feiger und verblendeter Intellektueller zur Sprache des Erinnerns und zur Sprache gelingenden Lebens gehoben. Wie stark muss die Liebe dieses Dichters zur deutschen Sprache sein! Wir ehren den Menschen Tuvia Rübner, sein Werk und seine geistige Größe voller Hochachtung.

Tuvia Rübner hat sich wichtiger Themen des geistigen Lebens unserer Zeit angenommen. Ich wähle drei Themen aus, die ihm und uns besonders am Herzen liegen:

- Das Schicksal des jüdischen Volkes und des Einzelnen in Geschichte und Gegenwart,
- das Entstehen einer Liebesbeziehung zur neu gewonnenen Heimat,
- die Gestaltung einer friedlichen, freiheitlichen und zivilen Lebensweise in menschlicher Würde.

Diese Paradigmen sind von entscheidender Bedeutung in einer Welt, die auf ein freies, aber zugleich auch verantwortliches Denken und Handeln gerichtet ist. Wenn es etwas gibt, das für Innehalten, Kultivieren von Gedanken und für die notwendige Bewahrung von Erinnerungen zuständig ist, dann Kunst und Literatur.

Ihre Texte und Gedichte, sehr verehrter Tuvia Rübner, sind von dieser Haltung, von diesem humanen Impetus durchzogen. Aus ihnen spricht ein immenses und tiefes menschliches Einfühlungsvermögen. Jeder Satz, den Sie in deutscher Sprache sprechen oder aufschreiben, ist von Ihrer

Liebe zur deutschen Sprache geprägt. So hat die Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung im Weimar Goethes und Schillers und unweit des Konzentrationslagers Buchenwald durchaus auch etwas Symbolisches.

Ihre Werke haben für uns Deutsche einen besonderen Wert: Sie werfen uns das Band menschlicher, kultureller und geschichtlicher Gemeinsamkeiten zu, das Deutsche mutwillig und irrsinnig verblendet zerschnitten hatten. Dass Sie, hochverehrter Herr Rübner, Ihre Werke zu einem großen Teil in deutscher Sprache geschrieben haben – dennoch – das danken wir Ihnen.

Ihre Lyrik gleicht einer Entdeckungsreise in zwei unterschiedliche Richtungen: Zum einen lenkt sie unsere Gedanken und Gefühle auf die Grauen der Shoa, zum anderen auf eine hoffnungsvolle Zukunft, auf die Negation des Bösen.

Ihr Nein zur Gewalt ist das Ja zur Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft.

Tuvia Rübner schafft in seiner Erinnerung geistige Landschaften, die uns neu sehen lehren.

Tuvia Rübners künstlerische Kreativität dient der Identifikation sowohl des Autors als auch unseres Selbst. Er fordert sich geistig und emotional heraus und gleichzeitig uns, seine Leser und Hörer. Dabei entsteht eine besondere Beziehung, nämlich eine Annäherung zwischen dem Dichter und uns.

Tuvia Rübner riskiert, wie jeder lyrische Dichter, mit seinem Werk sich selbst. Er spielt mit seiner Identität und setzt dabei seine Identität aufs Spiel. Er pendelt nicht nur zwischen zwei Identitäten, der deutschsprachigen jüdisch-slowakischen und seiner Identität als Israeli mit hebräischer Sprache, sondern: Er hebt sie auf eine höhere Bedeutungsebene, auf die Ebene des Verstehens.

Ich sprach vom Risiko, das ein Dichter wie Tuvia Rübner eingeht. Sprache ist für Tuvia Rübner Lebensnotwendigkeit. Er riskiert mit sprachlichen Aussagen und mit der Wahl einer Sprache Verletzungen, das Aufbrechen von Narben. Er zeigt uns, wie verklebt Erinnerungen und Sprache sind.

Der Dichter weiß, wie eng Sprache und Erinnerung zusammen gehören.

Tuvia Rübner ist ein bewusst kraftvoll agierender Lyriker. Wenn er den Widersinnigkeiten der Welt in seiner Kunst auszuweichen scheint, verknüpft er sich umso enger mit seiner Gegenwart und stellt sich ihr auf seine, der Humanität verpflichtete, gelassene Weise.

Das Katastrophale im Weltgeschehen verdrängt er nicht. Er erkennt es und benennt es.

Am Anfang seines Gedichts „Zur Zeit der Mandelblüte" beschreibt er seine Position mit dem Satz:

„Still, wie still im Auge des Sturms!"

Und fährt fort:

„Der alte Dichter
zieht sich zurück in seine Wörter
wie in ein Nest
und sie entfliegen
ins Gute, ins Böse
halb lose, halb fest
ins rätselhaft Lichte"

Die Gedichte Tuvia Rübners sind dem „nicht endenden Lärm" unserer Zeit entrückt. Lärm ist nicht nur gesundheitsschädigend, sondern geisttötend. Auch ist er ein Dichter der Entschleunigung. Er richtet seine Leser auf existenzielle Kernpunkte aus:

- auf die Entwirrungen im „Labyrinth unzähliger Begegnungen und Trennungen",
- auf „ferne, süße Erinnerungen" und
- auf „Erinnerungen, die alles andere als süß sind".

Der Dichter Tuvia Rübner sieht das jüdische Leben auch nach der Shoa bedroht. Es ist ein Leben am Rande der Dunkelheit. In seinem Gedicht „Ich blicke dich an" heißt es:

„[…] und plötzlich

alle Verkleidungen vergessend
öffnet sich der Abgrund in mir, diese Finsternis –
der Abgrund, der all die Jahre
nicht von mir wich, treu wie ein Hund
und alles versinkt in ihm, alles, alles
in dieses Dunkel, in dieses stumpfe Dunkel
auch ich."

Die Poesie Tuvia Rübners schildert das Gegenwärtige, das Geistesgegenwärtige. Tuvia Rübner ist und bleibt Realist, ein heutiger Mensch, ein Moderner im besten Sinne.

Sie, lieber Tuvia Rübner, haben sich mit Ihrem Werk auch und besonders uns Deutschen zugewandt, sicher nicht nur aus Liebe zur deutschen Sprache. Sicher aber auch – so fühle ich es – um das kostbare, mit den feinsten Seidenfäden des Geistes verwobene Band zwischen israelischen und deutschen Menschen, zwischen dem israelischen und dem deutschen Staat als Symbol unserer Freundschaft, unserer gemeinsamen Glaubensstruktur, unserer kulturellen Verbindungen und unserer dem Frieden verpflichteten internationalen Beziehungen hochzuhalten.

Kürzlich war ich auf Einladung Ihres Staates in Israel zu Gast. Ich erlebte Unvergessliches. Ich erlebte nicht nur die Würde und die Spiritualität des Heiligen Landes, sondern auch die Herzlichkeit, die Gastfreundschaft und den forschenden Geist der israelischen Gesellschaft. Dafür bin ich sehr dankbar.

Meine israelischen Partner schärften meinen Blick für die politische und ökonomische Lage Israels und damit für das starke Bedürfnis nach einer Welt des Friedens in Sicherheit.

Neben vielen Eindrücken von Land und Leuten und von Gesprächen mit führenden Politikern festigte sich in mir die Erkenntnis:

- Wir sind und bleiben uns mit tiefem Verständnis füreinander verbunden.

- Wir Deutschen wissen, wie viel Leiden und Tod Juden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus erdulden mussten. Wir sind tief beschämt über diesen Teil unserer Geschichte und bekennen uns zu unserer abgrundtiefen Schuld den Juden gegenüber. Wir bitten um Vergebung des Nicht-Vergebbaren.

- Wir wissen um die Leiden und Hoffnungen der Juden, um die Erniedrigungen, die Juden über Tausende von Jahren hinweg unter deutscher Dominanz erdulden mussten. Daher kommt unser aus dem Herzen kommendes Versprechen, den Staat Israel hoch zu achten und ihm die Freundeshand zu reichen in guten wie in schlechten Tagen.

Lieber, verehrter Herr Rübner,
Sie haben, so glaube ich, den Literaturpreis der Konrad-Adenauer Stiftung 2012 angenommen, weil sie ihn als Symbol dafür sehen, dass wir Ihr Werk schätzen und ehren und dass wir uns immer bewusster werden:

Wir stellen uns allen Formen des Antisemitismus entgegen.

Wir sind dankbar, dass trotz allem, was geschehen ist, jüdisches Leben wieder in Deutschland entstanden ist und weiter wächst. Es gibt, auch in Thüringen, wieder lebendige jüdische Gemeinden.

Wir tragen gemeinsam Verantwortung. Wir ringen gemeinsam um die Bewahrung der Schöpfung und um Menschenrechte und Gerechtigkeit.

Wir sind uns unserer Verantwortung dem Staate Israel gegenüber bewusst.

Wir hoffen auf eine gemeinsame Zukunft in Frieden, Heil und Wohlstand für alle.

Wir danken Ihnen, dass Sie gekommen sind, und rufen Ihnen zu:
„Schalom".

DAS UNGEBROCHENE WORT

LAUDATIO AUF TUVIA RÜBNER

Adolf Muschg

„Ich schrieb in einer Sprache, die ich kaum mehr sprach. Sie war mein Zuhause. In ihr sprach ich weiter mit meinen Eltern, mit meiner Schwester, mit den Großeltern, den Verwandten, Freunden der Jugend, die alle kein Grab besitzen."

Tuvia Rübner, der jüdische Dichter deutscher Sprache, in Weimar geehrt mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung – die Wahl war kurz und gut, aber dahinter liegt ein langer Weg. Erlauben Sie dem Laudator, ihn mit kleinen Schritten nachzugehen, mit der Umsicht, die er nötig hat, denn dieser Weg führt an lebensgefährlichen Stellen vorbei – und nicht nur *vorbei*.

Für mich privat fing er mit einer vergleichsweise harmlosen Anekdote an. Es ist fast zwei Jahrzehnte her, da waren wir in Israel unterwegs. Am letzten Tag ließ ich beim Tanken am See Genezareth meine Brieftasche auf dem Dach des Mietwagens liegen, und als wir einige Stunden später im Flughafen ankamen, war sie begreiflicherweise entflogen. Papierlos in Israel, ließ ich die Meinen in Lod zurück und nahm ein Taxi zur Schweizer Botschaft in Tel Aviv; der Fahrer wußte, daß ich in Eile war und ließ an jeder verstopften Kreuzung einen Fluch fahren: *Jecke!* Ein erzwungener Spurwechsel: *Jecke!* Ein Langsamfahrer: *Jecke!*

Zu diesem Wort meldet Wikipedia: „Die ursprünglich auf Juden aus Deutschland und Österreich beschränkte Bezeichnung wurde in der Folge auch auf Einwanderer aus anderen ost- und mitteleuropäischen Ländern ausgedehnt, so weit sie sich deutscher Sprache und Kultur verbunden fühlen."

„So weit sie sich deutscher Sprache und Kultur verbunden fühlen" – wie weit ist so weit? Meine Damen und Herren, ausnahmsweise ist die Antwort einfach: so weit, daß es näher nicht geht.

Zur Erinnerung: Nathan der Weise. Da steht er auf der Bühne, mit seiner Strafaufgabe, die ihm sein Landesherr, ein Muslim, aufgegeben hat: welche Religion ist die wahre? Seine Antwort kennt jedes Kind, dem die Schule Lessings Ringparabel immer noch zuzumuten wagt. Und wenn das Kind Glück hat, erfährt es, daß hier nicht vom Relativismus der Religionen die Rede sei, sondern von ihrer Beziehungsfähigkeit, der Pflicht, die Wahrheit, die kein Mensch allein besitzt, zugunsten des andersgläubigen Bruders zu brechen, wie man das Brot mit ihm bricht. Denn das Toleranzgebot hat einen sakralen Hintergrund: bei Lessing, dem sächsischen Pastorensohn, wie bei seinem Freund Moses Mendelssohn, dem Pionier der Emanzipation der Juden zu Bürgern deutscher Kultur. Beiden ist die Hoch-Sprache mehr als ein Passepartout; Lessing hat sich an der Heiligen Schrift Martin Luthers gebildet, Mendelssohn aber, der sie von Grund auf neu erwerben mußte, schöpfte die Kraft dazu aus dem Bund mit dem Gott seiner Väter, dessen Gesetz „nah und schwer zu fassen", unerschöpflicher Auslegung fähig bleibt.

Nathan der Weise war der große Versuch, zweierlei Botschaft Gottes – von Christen „Altes" und „Neues Testament" genannt – zu einem Evangelium der Humanität zusammenzuführen, an dem auch der Islam selbstverständlich teilhat. Dabei geht es um mehr als Toleranz – *„dulden heißt beleidigen"*, steht bei Goethe, der sich in der *Divan*-Zeit keineswegs frivol als Muslim deklarierte; Toleranz „sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie muß zur Anerkennung führen". Zur Anerkennung nämlich, daß jedes aufrichtige Bekenntnis Teilnahme verdient und daß Gottes Wille im anderen Glauben so offen bleibt wie im eigenen. Der Jude Nathan, der Christ Lessing sind keine Verkündiger Gottes, sie wollen seine Mitspieler sein und dabei der eigenen Vernunft spotten dürfen. Dabei kommt ihnen der Mutterwitz zustatten, der das Mißverhältnis zu einem allmächtigen Bundesgenossen unvermeidlich begleitet – am radikalsten der jüdische.

Was ist Wahrheit? sinniert Nathan, „als ob die Wahrheit Münze wäre …". Mit Geld hat der Jude umgehen gelernt, der weder Bauer noch Bürger sein darf. Aber wie soll er einen Ring daraus schmieden, das Symbol der verpflichtenden Bindung, wenn die Wahrheit des Andern der eigenen widerspricht und wenn wir *ohne* diesen Andern weder ehrlich noch human sein können? „Der echte Ring vermutlich ging verloren …". Was Lessing an seine Stelle zaubert, ist eine kühne Spekulation auf den Menschen: „an ihren Früchten" allein soll man die Wahrheit eines Bekenntnisses erkennen – sie zeige sich an der Brüderlichkeit ihrer Träger.

Wir wissen, daß diese hochsinnige Rechnung nicht aufgegangen ist, vielmehr in einem beispiellosen Absturz der Zivilisation geendet hat, einem katastrophalen Abfall der Deutschen von dem Bund, den Lessing in der „Ringparabel" zu stiften hoffte. Um so mehr liegt mir daran, hier und heute nicht bloß einen Überlebenden, sondern einen Dichter deutscher Sprache, zu feiern, der für die Unvergangenheit einer deutsch-jüdischen Verbindung steht; der nicht nur an ihr Ende erinnert, sondern an ihrer *Möglichkeit* festhält, wie – um es mit Walter Benjamin zu sagen – an einer *kleinen* messianischen Hoffnung. Dichtung ist weder Imperativ noch Indikativ, sie ist „Möglichkeitsform", und Benjamin nennt die Hoffnung, zu der sie berechtigt, *klein* – im geläufigen Wortsinn: „gering", „unbeträchtlich" verbirgt sich der ältere „kostbar", der im „Kleinod" noch durchscheint.

Mit diesem verborgenen Schatz wuchern Dichter auch mit leeren Händen. Sie kennen eine Geschichte der Wörter, welche die reale Geschichte nicht ganz verschütten kann. Wenn ihre rohen Täter, ihre einfältigen Sprecher nicht wissen, was sie tun, so erinnert sich die Sprache immer noch, wie ihr geschieht. An dieser Sprache hat der 17jährige Tuvia Rübner sich festgehalten, als er 1941 in Preßburg, heute Bratislava, als einziger seiner Familie der Deportation entging und im damaligen Palästina, der rettenden Fremde, eine neue Existenz begründen mußte. Nach einem Busunglück, in dem er schwer verletzt wurde und seine junge Frau umkam, vertauschte er die Arbeit des Hirten und Landmann lebenslänglich mit dem Dienst an Buch und Schrift. Als Bibliothekar, Lehrer, Student – in Zürich hätten wir uns begegnen können –, als Freund, Kollege und Übersetzer von Dichtern, schließlich als Professor in Haifa buchstabierte sich der Autodidakt selbst zum schriftgelehrten, aufs Wort geprüften Dichter.

„Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser muß sich ballen": im poetischen Akt sucht ein Leben Befestigung, das mehr als einmal so gut wie verloren war und lernen mußte, im Bodenlosen seiner Geschichte Wurzel zu schlagen, und an keinem Ort sind Gewinn und Verlust zu trennen. Pressburg, der Kibbuz Merchavia; das alte Europa, der junge Staat Israel; Auschwitz und Nachkriegsdeutschland; die verlorene Familie, die neu gegründete Familie, das gebotene Schweigen, die unabdingbare Sprache; das heilige Wort, der schauderhafte Wortbruch; die Vergangenheit, die jede Gegenwart vergiftet; die Gegenwart, die weder *mit* der Erinnerung an die Vergangenheit zu leben ist noch ohne sie. Mit Thomas Mann zu reden: Mach's einer nach und brech sich nicht den Hals!

Was nicht auszudenken ist: bei Tuvia Rübner ist es zu lesen. Und lese ich recht, so würde es ihm so wenig passen, wenn wir es mit Furcht und Zittern täten, wie wenn wir es dabei an Genauigkeit fehlen ließen. Wir feiern ihn für seine Sprache, seine Sprache ist deutsch, und nachdem sie Ivrith wurde, hat er sie oft selbst ins Deutsche übersetzt und sich dabei – *traduttore, traditore* – verraten, wie es Dichter müssen, wenn sie können. Dabei hat ihm auch ein deutscher Lyriker zugearbeitet, Christoph Meckel, dem für unverlorene Liebesmüh zu danken ist.

Das Wort sie sollen lassen stahn, sagt Luther: wie steht es bei Tuvia Rübner? „Unmöglich zu sagen: ich bin / Sterbens müd." Hören wir diesen Worten nach, so fangen sie fast an, ihr Gegenteil zu bedeuten und dieses „Fast" ist kein Ungefähr, sondern in seinem möglichen Doppelsinn – Dichtung ist Möglichkeitsform! – unheimlich genau. „Unmöglich zu sagen: ich bin" – der folgende Zeilenbruch steht zugleich für das Stocken des Atems an und das Bersten der Naht zwischen Leben und Tod: „Sterbens müd". Wie muß man das verstehen? Wie *darf* man es verstehen?

Wie schrecklich, daß einer, der diese Sprache schreibt, „sterbensmüd" werden mußte. Welches Glück, daß er bis heute *Sterbens müd* geblieben ist. Unter den jüdischen Autoren des Nachkriegs, die der Zivilisation Europas die Treue hielten, über ihren Nullpunkt hinaus, gibt es zu viele, die später unter der Last ihres Überlebens zusammengebrochen sind. Primo Levi, Paul Celan, Jean Améry, Peter Szondi. Ein Dichter, der *Sterbens müd* geworden ist, gibt uns, gegen jede Scham, das Recht, von Glück zu reden, er macht es zur Pflicht.

Und es kommt noch besser: zum Vergnügen. Erinnert man sich noch an den Skandal, den György Konrád hervorrief, als er, befragt zum Projekt eines Mahnmals für die ermordeten Juden, sinngemäß antwortete: macht doch etwas, wo die Menschen *gerne* hingehen – ? Der Präsident der Akademie der Künste durfte das vielleicht, weil er selbst Jude war. Aber diejenigen, die jetzt wirklich gerne hingehen, sich auf den Stelen sonnen, picknicken oder Verstecken spielen, *dürfen* auch. Sie gleichen ihren Altersgenossen in Israel; ich habe junge Soldaten bei ihrem Pflichtbesuch in Yad Vaschem vor Bildern des Grauens unwirsch lachen sehen, dieses Lachen sagte: *nicht mit uns.* Es war keineswegs unmenschlich – ohne Gewähr, daß auch aus diesem Lachen wieder Unmenschliches folgen kann. Auch im Fluch „Jecke", dem Spott unter Brüdern – wie sollte er nicht auch weh tun? – lauert etwas nicht Geheures, und es wird davon nicht harmlos, daß es banal ist. Darüber, daß im Banalen jederzeit und überall das Zeug zum Bösen steckt, hat Hannah Arendt beim Eichmann-Prozeß das Nötigste und doch nie Endgültige gesagt. Es fährt fort, die Moral unserer Geschichte zu verstören.

Denn wahrlich, alle Gutwillligen, Deutsche und Juden, leiden und kranken weiter daran, daß die Moral ihrer zugleich gemeinsamen und höllisch getrennten Geschichte *ohne Verrenkung* nicht zu behaupten ist. Die Dichtung – wenn sie ihren Namen verdient – versucht es gar nicht erst. Sie erteilt keine Lektionen, was sie verlangt, ist Lektüre; bei dichterischer Sprache schon ungewohnt genug, tut sie sich besonders schwer, wenn sie dem Leicht-Sinn begegnet.

Das Gedicht Tuvia Rübners aber spielt nicht nur in ganzem Ernst, sie spielt auch *mit* dem ganzen Ernst. Sie kann mit Entsetzen Scherz treiben, nicht weil sie keine Pietät kennte – nicht einmal das Gegenteil ist wahr! – sondern, weil sie, wenn sie überhaupt noch spielen kann, mit *allem* spielen muß. Der Leser erfährt, was sich in korrekter Sprache nicht sagen läßt: die Wahrheit über den Menschen, auch die abscheulichste, ist *unsere* Geschichte, keine Tabuzone, kein Medusenhaupt. Es tut nicht gut, wenn man davor erstarrt; sonst kann sich, gegen die beste Absicht, das Grauenhafte wiederholen, ungeahnt, weil unbesprochen. Tuvia Rübners Gedichte *auch* leicht nehmen, hat nichts mit Bagatellisierung, es hat alles mit Lebendigkeit zu tun: sie ist kein Freispruch vor Auschwitz, sondern ein tätiger Gegenbeweis.

Deutsch ist eine sauer erworbene, eine schwer geprüfte Sprache, und ihre Sprecher können den Fluch, der an deutschen Taten und Unterlassungen haftet, aber auch an deutschen Schuld- und Reuebekenntnissen, nicht entkräften, aber durchsichtig machen auf die Lebenskraft dieser Sprache, die deutsche Juden, niemand wie sie, nicht nur gepflegt, sondern heilig gehalten haben. Dieses Deutsch hat ein Vermögen, das über jede Form von Wiedergutmachung hinaus- und abgrundtief hinter jede Form von Beschädigung zurückreicht; das Vermögen der Erinnerung, des Innewerdens.

Tuvia Rübners Gedicht ist – mit Innerlichkeit nicht zu verwechseln – *Verinnerung*. Und als dichtender Jude bleibt er zugleich ein alter Europäer, der auch seine griechische Herkunft nicht verleugnet. Mnemosyne, die Göttin der Erinnerung, war die Mutter aller Musen, und Hölderlin, der zu den Vätern von Rübners Muse gehört, hat, im fragmentarischen Zitat eines einzigen Stadt-Namens dichterische Erinnerung zusammengefaßt mit politischer Freiheit: „Eleutherä, der Mnemosyne Stadt". Tuvia Rübner ist lebenslang ein Bürger eben dieser Polis geblieben, in Übereinstimmung mit seinem Leben, seinem Überleben, seiner Treue zum Kibbuz Merchavia.

Wir feiern den Doppelbürger in zwei heiligen Ländern einer verfluchten Geschichte. Aber dem Fluch entgeht man nicht, indem man ihn unterdrückt; sondern indem man sich die schwere Freiheit nimmt, auch das Verwirkte der Geschichte, den Stoff zu Blut und Strang, zu Tat und Untat, sogar das Schweigen, das gebotene wie das verbotene Schweigen *noch einmal zu verwirken,* im Gewebe der Erinnerung. Denn „Text" heißt Gewebe, Poesie heißt Machen, und wenn sie gut gemacht ist, spricht sie auch durch ihre Risse und Lücken: hier, nur hier annähernd angemessen, vernehmen wir auch die verlorene Sprache der Opfer und vergessen die Sprache der Täter nicht.

Bei Tuvia Rübner ist diese Sprache deutsch. Es war einmal – das ist kein Märchen – die Sprache, die sich Moses Mendelssohn mühsam erworben hat, um sie in Freiheit, auch in bürgerlicher Freiheit zu besitzen. Es war die Sprache, mit dem sich seine Tochter, getauft Dorothea, mit dem Vordenker der deutschen Romantik, Friedrich Schlegel, nicht nur intellektuell verbunden hat: ihr literarisches Kind „Lucinde" war das Beispiel einer emanzipierten Frau. Ihr Deutsch war auch die Sprache Rahel Lewins, der wunderbaren Briefschreiberin, von der sich ihr Gatte, der

Chefdiplomat Varnhagen, jedes Aperçu notiert hat, wenn sich die Gäste in ihrem Salon versammelten, der doch nicht mehr, nicht weniger war als eine Berliner Gute Stube. In diesem Raum, dieser Sprache konversierte sie mit freien Geistern jenseits aller ständischen Schranken: mit dem Prinzen Louis Ferdinand, den Brüdern Humboldt, mit Tieck und Jean Paul. Es war die Sprache, in der sich Henriette Herz, die jüdische Frau des ersten jüdischen Universitätsarztes, im Tiergarten mit dem Theologen Schleiermacher unterhielt. Was man heute Berliner Klassik nennt, war das soziale Kunstwerk jüdischer Frauen: es bleibt, leider, zugleich die klassische verpaßte Chance deutscher Kulturgeschichte.

Aber auch zu Weimar, in Goethes Mundart, war diese Sprache zu hören, als der Mendelssohn-Enkel Felix, das Wunderkind, auf seinen Knien Klavier spielen durfte. Auch Goethe hat seine wahre Muttersprache aus den biblischen Patriarchen geschöpft und bei Abraham, Isaak und Jakob vor lebensbedrohlichen Konflikten Schutz gesucht. Sein Jugendprojekt war ein Josephs-Roman, ein Hoheslied wundersamer, dabei schelmischer Vermittlung zwischen den Kulturen – ausgeführt hat es fast zweihundert Jahre später Thomas Mann im amerikanischen Exil. Ein Reich des dummen Bösen, das sich deutsch nannte, hatte sein Bestes, den jüdischen Anteil, ausgebürgert, bevor ihm sein Krieg Gelegenheit schaffte, ihn auch physisch zu vernichten.

Diese Preisverleihung an Tuvia Rübner müßte der passende Anlaß sein, sich zu erinnern, was die Deutschen mit Hitler *und seinen Folgen* nicht nur den Juden, nicht nur Europa und der Welt, sondern zuerst sich selbst angetan haben: eine beispiellose Vernichtung eigener Werte. Dieser tiefe Fall war vom Wortbruch gegen deutsche Juden nicht zu trennen, und dieser Selbstverrat bleibt unauslöschlich.

Gewiß: Deutsch wird geläufig und professionell wie noch nie geredet und geschrieben, ihre Sprecher genießen wieder die persönliche und politische Achtung, die sie verdienen. Aber Deutsch ist keine Weltsprache mehr – das ist kein statistischer Befund, die Zahlen der Ökonomen mögen ihm gar widersprechen. Aber Weltliteratur in Goethes Sinn, eine Weltsprache des Geistes, ein Medium kosmopolitischer Verständigung, zu der sie Juden gemacht haben – Heine, aber auch Marx und Freud –, das ist die deutsche Sprache nicht mehr; auch nicht mehr, wie noch in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts, die Leitsprache der Wissenschaft. Diese Sprache haben die Deutschen und das Deutsche mit

dem Nationalsozialismus nicht nur veruntreut und verspielt, sondern an der Wurzel vergiftet – wie sehr, ist an den wenigen, den verschwindenden Dichtern abzulesen, in denen sie als verlorene Erinnerung, als festgehaltener Verlust immer noch schattenhaft zu greifen ist.

Doch lassen Sie mich, zu Tuvia Rübners Ehren, noch einmal auf das starke Licht zurückkommen, dessen schwache Erinnerung dieser Schatten ist. Jüdische Deutsche haben es gespendet, weil sie an dieser Sprache hingen wie an keiner anderen und ihr, wie einst Moses Mendelssohn, eine wahrhaft heilige Sorge zuwandten, auch wenn sie, oft christlich getauft, noch öfter bekennende Atheisten waren. Karl Kraus, Hugo von Hofmannsthal, Franz Kafka, Kurt Tucholsky, Walter Benjamin, Joseph Roth, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig waren zugleich Gelehrte der Schrift, die sie ebenso gegen Verunstaltung wie gegen Gedankenlosigkeit hüteten wie eine Geliebte. Mit Reinheit, wie die sauberen, säubernden Sprachwarte sie verstanden, hatte diese Passion nichts zu tun. Sie war eine Sache seelischen Rangs, intellektuellen Anspruchs, ästhetischer Finesse, guten Stils, auch delikater Lizenz, kurzum: eine Sache der Freiheit.

Und die jüdischen Frauen in diesem Reigen können uns diese Freiheit immer noch *fühlen* lassen und verdienen mehr als schuldige Opfer-Pietät: Else Lasker-Schüler, Getrud Kolmar, Rose Ausländer, Nelly Sachs. *Er war einmal*, dieser Kontinent deutsch-jüdischer Symbiose; daß sein Reichtum kein Märchen ist, bezeugen immer noch Dichter wie Paul Celan, Dan Pagis, Tuvia Rübner. Und viele haben ihre Wurzeln in der Donaumonarchie, dem Vielvölkerstaat, der bis heute zwischen Untergang und Utopie hängengeblieben ist; die Lage war da – um ein Bonmot über den k.u.k. Generalstab zu zitieren – immer katastrophal, aber nicht ernst.

Wir, Menschen deutscher Sprache, verdanken es heute dem Dichter Tuvia Rübner, daß wir den Diskurs über die eigene Schuld, das eigene Versäumnis nicht ganz verkrampft, nicht ausweglos provinziell führen müssen. Er gehört zu den Befreiern unserer Sprache, weil er, gegen das Unheil und Unglück des 20. Jahrhunderts an ihr fortgeschrieben hat und, ja, sich nicht nehmen ließ, mit ihr zu spielen. Denn der Mensch, sagt Schiller, ist nur da ganz Mensch, wo er spielt; und je weniger er Mensch sein darf, desto mehr wird das Spiel zur Lebensrettung.

Nach Auschwitz keine Gedichte mehr, hat Adorno gesagt – nein, das hat er nicht gesagt. Sondern: Nach Auschwitz sei es barbarisch, Gedichte zu schreiben. Barbaren sind, im Verständnis der Klassiker, Leute, welche die Kultur gekannt, aber weggeworfen haben: an diesem Wort-Bruch aber führt die Sprache des Gedichts nicht vorbei, sondern mitten hindurch.

Rübners Sprache ist ein fortgesetzter Versuch, dem Mordsdeutsch das letzte Wort nicht zu lassen, aber auch nicht dem geläufig und korrekt gewordenen Herunterbeten schuldiger Schuld. Denn die Rede über den Holocaust ist eine Falle. Früher kam er in der Geschichtsstunde nicht vor; heute ersetzt er geradezu die deutsche Geschichte und ist oft das einzige, was deutsche Schüler eingehämmert bekommen. Dann dispensieren sie sich entweder von diesem Hammer und wollen von Geschichte nichts mehr wissen, oder sie nützen ihn als schlagendes Allzweckwerkzeug der Provokation. Geschichte läßt sich nicht auslagern, begradigen oder säubern, sonst wird sie zum Schwarzen Loch und entwickelt die Anziehungskraft des Vakuums.

Das Gedicht aber ist kein Diskurs, sondern Kunst, und als solche nicht gut gemeint, sondern gut gemacht – oder keine Kunst. Sie bleibt ein Gewebe; sein Weber muß mit verwirktem Stoff arbeiten, auch wenn es – wie in Celans „Engführung" – wie das Hosianna zum „Ho, ho /sianna" zerreißt. Aber auch Stocken ist Sprache, die Lücke spricht genau; der Riß im Gedicht macht sein Verstummen hörbar. Wohl wahr, Auschwitz heißt: die Sprache verlieren, niemand kann ausdrücken, was es bedeuten soll; also muß der Dichter dieser Niemand werden – und Rübner erinnert sich sehr wohl an die List des Odysseus, dem das Pseudonym Niemand gegen das einäugige Monster das Leben gerettet hat. Der Umgetriebene ist *verschlagen* in mehr als einem Sinn; seine „Niemandsrose" gleicht jenen staubtrockenen Rosen von Jericho, die jahrelang aussehen wie ein Teil der Wüste; doch ein paar Tropfen Flüssigkeit – auch Tränen, Speichel und Blut – genügen, um sie wieder grünen zu lassen.

Tuvia Rübners „Rauchvögel" sind ähnliche Geschöpfe – dem erstarrten Blick zeigen sie sich so wenig wie dem bösen; im achtsamen Auge beginnen sie zu fliegen. Vor ihnen wird jede geläufige Sprache zur vollendeten Barbarei; die abgerissene Sprache *verrät* diese Barbarei, im doppelten Sinn, und in der Lücke im Text nistet sich ein und geht uns unverhofft wieder auf: die *kleine* messianische Hoffnung.

„Hier bin ich geboren, sagte ich den Söhnen" – die Rede ist von Preßburg, „meine Eltern und Voreltern sind hier geboren, / Man wird geboren. / Hier gab es ein Haus, sage ich den Söhnen / und der Wind fuhr zwischen mich und die Worte."

Dieser Wind verschlägt uns den Atem, aber er weht, über den Trümmerhaufen der Geschichte, immer noch vom Paradiese her, wie in Walter Benjamins Legende zu seinem Bild Paul Klees, dem *Angelus novus*, dem Tuvia Rübner ein poetisches Nach-Wort gewidmet hat. Er kann die Akte Auschwitz so wenig schließen wie Benjamins Engel, mit dem Rücken zur Zukunft, seine Flügel. Aber dieser Wind vom Paradiese her weht, wie er will: so wird es auch vom heiligen Geist gesagt, der gestaltlosen Gottesgestalt, gegen die zu sündigen (sagt das Evangelium) als einzige Sünde nicht vergeben werden kann. Aber auch der Geist der Liebe weht, wie er will, ihm kann niemand gebieten, auch nicht die Scham, auch nicht die Schuld. Überhaupt reden, ist barbarisch; das Verlorene gegenwärtig halten, bleibt ein Werk der Liebe. Rübners Gedichte sind Liebesgedichte nicht nur an eine verlorene Sprache, sondern *in* einer verlorenen Sprache.

Der Entwurf des „Altneulands" Israel ist 1897 am ersten Zionistenkongress in Basel 1897 deutsch verfaßt worden, der Sprache Theodor Herzls, der sich für sein Projekt von keiner Macht mehr Hilfe versprochen hat als vom deutschen. Heute sind die Juden deutscher Sprache, die sich vor dem Verschwinden nach Israel retten konnten, in Israel selbst Angehörige einer allmählich verschwindenden Minderheit geworden. Das gute, das beste Deutsch, aus dem sie nie ausgewandert sind, die am gründlichsten verlorene, darum nicht mehr verlierbare Heimat, kehrt hier und heute mit diesem Dichter in ein Land zurück, in dem sein Deutsch fast zur Fremdsprache geworden ist. Jedenfalls wird uns ein Verlust bewußt, wenn wir seine Gedichte lesen – und dies ist auch jetzt nicht zu trennen vom Gewinn, vom Geschenk, das sie uns bedeuten.

Mir wurde das trauerreiche Glück der „Welt von gestern" am intensivsten bewußt, als ich Gershom Scholem, den Achtzigjährigen, an meinem Tisch das reine Berlinerdeutsch von 1914 parlieren hörte: so, dachte ich, hat er damals mit seinem Freund Walter Benjamin geredet. Und wieder höre ich in Rübners Gedicht die Flügel rauschen, die der Angelus novus nicht mehr schließen kann, gegen den Sturm, den wir Fortschritt nennen: eine vollkommene Präsenz der verlorenen Worte, die *zugleich* schon Erinnerung ist: die *absence pure* wahrer Poesie. Mallarmé nennt sie *la fleur qui manque de tout bouquet.* Sie fehlt in jedem Strauß – und sie läßt sich nicht binden, auch nicht in Verse. Sie ist noch nie da gewesen, aber ihr Fehlen begleitet uns unzerstörbar, so lange wir Menschen sind, wie eine Hoffnung, daß wir es immer noch werden können.

Rübner, der Jecke, hat der deutschen Sprache Wort gehalten. Er ist nicht einmal von ihr abgefallen, als sie zum Abfall eines deutschen Reiches wurde, die ihn selbst zum Abfall werfen wollte. Er ist im Wort geblieben, auch als ein Goebbels als Meister dieses Wortes galt. Der andere Stern, auf den er seine deutsche Sprache gerettet hat, liegt in keiner andern Welt. Israel ist so wenig das gelobte Land, wie man sich über die Ausstrahlung von Gedichten Illusionen machen darf, dafür sind sie zu unscheinbar. Aber ich glaube, sie werden noch manchem und mancher unversehens einleuchten, wenn sie der Graumasse müde werden, welche die globale Textverarbeitung erzeugt. Das ist nicht viel, aber auch nicht wenig, denn es ist eine Freude, und um sie zu genießen, brauchen wir heute weder Weihrauch noch Opferbereitschaft. Wir sind froh, daß Tuvia Rübner nicht nur ein Überlebender geblieben, sondern ein Lebender ist, der sich die Sprache nicht nehmen ließ, von nichts, und niemandem; heute können wir zeigen: das hat er für uns getan.

Lichtschatten heißt eine seiner Gedichtsammlungen; die Wortverbindung ist kein hölzernes Eisen; sie heißt nicht: wo viel Licht ist, da ist viel Schatten. Nein, Rübner spricht die Einheit von Licht und Schatten an, wie die Mystik aller Zeiten; wer Gott als Abwesenden nicht fassen kann, dem bleibt er auch als Gegenwärtiger verborgen. Tuvia Rübners „Lichtschatten"-Spiele bezeugen, daß es unmöglich bleibt, den Schatten der deutschen Geschichte abzuschütteln, aber immer noch möglich, sich in ihm niederzulassen und aufzuatmen. Es bleibt möglich, sich des geschenkten Lebens zu erfreuen und dem Spender, dem in dieser Sprache nichts geschenkt wurde, zu danken. Dieser Literaturpreis ist ein Anlaß, zu dem wir gerne gekommen sind, nicht weil wir seinen Preis nicht kennen, sondern deswegen.

Und was mein auf dem Autodach vergessenes Portefeuille betrifft:

Nach drei Wochen erhielt ich es wieder, durch die Post, nachgesandt von unserem israelischen Freund. In Jerusalem hatte er uns in einem christlichen Hospiz untergebracht, auf dessen Adresse der ehrliche Finder in

meinen Papieren gestoßen war; der Rest war ein Kinderspiel. Du kannst von Glück reden, sagte mein jüdischer Freund, daß es ein Palästinenser gefunden hat; ein Jude hätte es behalten.

Mit diesem kleinen Gegenstück zu Lessings Ringparabel darf ich wohl schließen, denn es ist zuverlässig frei von jedem letzten Wort. Ich bin damals heil aus dem Land gekommen; ein Glück, das viele deutsche Juden nicht hatten, die sich über die Grenze meines Landes retten wollten. Das J in ihrem Paß war eine Idee der Schweizer Fremdenpolizei. Mit Tuvia Rübner hat es der Himmel besser gemeint – aber wer wundert sich, daß er über diesen Himmel seine Vorbehalte hat. Ich lese:

im – man sage nicht – Himmel
dreht sich
wälzt sich die Sonne.

Versengte Felder. Hier, dort
grüne Flecken Mais
nicht verkrustete Wunden. Das ist die Wahrheit
man lüge nicht unter der Zunge, sie brennt
herausgestreckt unter dem – wie heißt er – Himmel.

Ich danke Ihnen.

ZARTES GLEICHGEWICHT

DANKREDE ZUR VERLEIHUNG DES LITERATURPREISES
DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG 2012

Tuvia Rübner

Ich stelle mich kurz vor: Als 17-jähriger kam ich 1941 in den Kibbuz Merchavia im damaligen Palästina. Die meisten von Ihnen wissen wohl, was ein Kibbuz ist oder war: eine landwirtschaftliche Gütergemeinschaft ohne Privateigentum mit dem Ziel, einen neuen Juden, ja eine neue Gesellschaft zu schaffen: ein zu hoch gestecktes Ziel. Heute gibt es nur noch ganz wenige Kibbuzim, aber eine reichhaltige Literatur über sie. Ich hatte das Glück, eine Zeitlang Schafhirt zu sein. Heute ist Merchavia vollständig privatisiert, und ich lebe immer noch da.

Deutsch ist meine Muttersprache. Ich besuchte fünf Klassen der deutschen evangelischen Volksschule in Preßburg, das heute nur noch Bratislava heißt, drei Klassen des Deutschen Staatsrealgymnasiums und eine dreiviertel vierte im slowakischen. Ein gründlicheres Deutsch und deutsche Literatur lernte ich in Jerusalem von meinen älteren Freunden. Näheres finden Sie in dem Buch *Ein langes kurzes Leben. Von Preßburg nach Merchavia*, erschienen bei Rimbaud, Aachen. Alles ziemlich paradox. Kurz vor der dringenden Abreise aus Preßburg hätte ich mich einer Mandeloperation unterziehen sollen. Wäre es dazu gekommen, wäre ich nachher anderswohin abgereist.

Eines Tages kamen Christoph Meckel mit der Israelin Efrat Gal-Ed uns besuchen und fragten meine Frau, welche von meinen Gedichten ihr die liebsten wären. Nach einer gewissen Zeit brachten mir die beiden zur Tagung der Deutschen Akademie in Darmstadt das Manuskript eines Buches, das sie *Wüstenginster* nannten, zu meiner Einsicht und dem Einverständnis, es zu veröffentlichen. Ich sah, daß es deutsche Gedichte sind, und das Buch erschien 1990 bei Piper. Das war mein Einzug in die deutsche Dichtung. War er es? Alle Zweifel lässt der heute mir zugesprochene Preis verstummen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Im Nachwort zu meinem letzten Buch *Lichtschatten* schreibt mein Verleger: „Paradoxa ziehen sich als produktives Konstruktionsprinzip durch das ganze Werk". Meine Biografie widerspricht dem nicht. Auch lebe ich in einem Land voller Paradoxa, das selbst ein Paradoxon ist. Daß ich heute hier stehe und diesen würdigen Preis erhalte, gehört scheinbar dazu. Der merchaviatische Rübner in der Stadt Goethes!

In Parenthese: War es nicht paradox, daß dieser unglaubliche Mensch, weltumfassend in Weimar, in dem noch die Gänse herumliefen, der Letzte der ganz Großen laut Paul Valéry, seine Farbenlehre der Newtons entgegensetzte und dabei sowohl Recht wie Unrecht hatte? Recht, weil sie nicht nur vom Impressionismus und der ganzen modernen Malerei bestätigt wurde, – mehr noch: weil sie auf die Gefahr hinwies, daß die Anschauung – im wortwörtlichen Sinne –, daß der anschauende konkrete Mensch im Verschwinden begriffen ist, daß das Subjekt sich selbst zum Objekt degradierend, austauschbar, als robothöriges Wesen immer mehr Statistik, Zahl und Ziffer wird, mit dem wie mit Zahl und Ziffer umgegangen werden kann, ein Wesen, gleich der Wissenschaft moralfrei, geschichts- und gesichtslos. – Wir waren taub.

Und Unrecht, weil ohne das berechnende wissenschaftliche Denken wir die Vernunft preisgegeben hätten.

Ich bin in Weimar, das nie nur Goethes Stadt war, sondern auch vierzigmal von Hitler besucht wurde – soweit mir bekannt, die vom Unmenschen meistbesuchte Stadt –, die nach der unglückseligen Episode der Republik auch die erste nationalsozialistische Stadtverwaltung hatte und recht nachbarlich zu Buchenwald wurde, so daß ein israelischer Schüler auf die Frage, was Weimar sei, zur Antwort gab: ein Städtchen neben Buchenwald. Mein kürzestes Ungedicht lautet: Buchenwald.

Was ist eine Buche?

Weimar des *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut* und Buchenwald – Paradox der Paradoxe. Adenauer, diese große Persönlichkeit, und Globke – ein Paradox. Diesem aber ist das neue Deutschland zu verdanken, das immer mehr Adenauer und immer weniger Globke wurde, wie immerhin auch der Staat Israel dank dem Abkommen Adenauer-Ben Gurion, der sich dadurch zu dem entwickelt hat, der er heute ist.

Weimar-Buchenwald wiederum schuf die Warnung vor den Fähigkeiten des Menschen: Wozu allem der Mensch fähig ist, als Gemeinschaft und als Einzelner, z. B. als Höchstkapitalist selbst noch aus Leichen Profit zu schlagen.

Mein letztes Buch heißt auf Hebräisch *Schirim sotrim*: *Widersprüchliche Gedichte*. Widersprüchliche Gedichte, die sich reimen. In meinem sehr fortgeschrittenen Alter, in dem der Zorn und das Leiden an der Übermacht des Bösen nicht mehr die Vehemenz von früher haben, ist die Erkenntnis, daß das Widersprüchliche sich reimt, eine Verknappung wie die Antwort Hillels des Alten auf die Frage, was die Tora sei: „Liebe deinen Nächsten, der ein Mensch ist wie du". Widersinniges auf den Reim gebracht ist für mich sowohl Widersinniges wie auch Reim, sowohl der Andere wie auch du (mit dem Gedankenreim Mensch); keineswegs Synthese, sondern die lebendige Erkenntnis, daß es im Gegensätzlichen und Widersprüchlichen ein Gemeinsames gibt.

Möglicherweise gab es geschlossenere Zeiten, wie jene, die einen archäischen Apollo hervorgebracht hat, selbst als Torso an jeder Stelle eine Botschaft; heute wäre Geschlossenheit lügenhaft wie der Totalitarismus, der Weltmarkt, die Demokratie als Maske der Plutokratie. Ich entdecke nicht Amerika, wenn ich sage, daß wir heute sowohl als Gesellschaft wie auch als Individuen pluralistisch leben. Es ist paradox, daß in diesem zeitweise zügellosen Pluralismus das Paradox, vielleicht einzig, eine Art echten Dialog darstellt, manchmal vergnüglich, wenn Satz mit Gegen-Satz sich duelliert, Spruch mit Widerspruch ein Gespräch führt, und manchmal peinigend, wenn es um Mensch und Un-Mensch geht.

Ist das Paradox auch zeitgerecht? Dante war zeitgerecht im Übergang von mittelalterlicher Hierarchie und Hervorhebung des Individuums, John Donne und Shakespeare, von Michael Mertes übertragen, als hätten die

beiden deutsch gedichtet, operierten mit den Errungenschaften und Kenntnissen ihrer Zeit – diese Zeiten waren überschaubar. Wo ist unsere chaotische noch sprachlich erfaßbar? Als Nicht-mehr-Sprache Becketts? Wir werden vergewaltigt von Information, Produktion, Markt; überfordert von Völkerwanderungen, sozialen Schüben, Klonen, Klimawechsel, Familienbrüchen, Urknallforschung; genießen die Pille, künstliche Befruchtung, Errungenschaften der Technik mit fast täglichen Neufindungen, Astrophysik und bald Weltraumtourismus; werden vom Intellekt, physisch, psychisch, ethisch, ästhetisch, weit hinter uns gelassen – wer hält diese Eile aus? –, und jetzt hört man auch noch den Grass wachsen, ich meine beim miserabel lyrischen Frühlingsregen im April, der paradoxerweise so viel Staub aufgewirbelt hat. Blieb unverdautes Hörensagen aus Kindheit und Jugend bei ihm stecken? Oder gar eine Ideologie, die er jetzt modifiziert? Möge der Engel des Vergessens ihm gnädig sein. Verwirrung über Verwirrung – wir halten uns gerade noch an einer Planke fest.

Nun, in diesem stets sich beschleunigenden Zeitgefüge ist das Paradox, abgesehen von seinem Gehalt, als Sprachfigur in seiner klassischen Symmetrie vielleicht das Zirpen einer Geisteshaltung, die sich einer jahrhundertelangen Tradition erinnert, aber immerhin unnachgiebig bleibt gegenüber dem sich immer mehr ausbreitenden Primitivismus.

Aber ich bin ja kein Denker. Ich schreibe Gedichte – immer noch. Sie sind meine Sprache und deshalb möchte ich meinen Dank für die mir erwiesene Ehre und meine Freude, daß es Menschen gibt, zu denen meine Verse sprechen, in einem Gedicht Ausdruck geben, das das aussagt, was ich in meinen zu vielen Worten auszusagen versuchte. Es heißt „Zartes Gleichgewicht".

Zartes Gleichgewicht

Zu lange beschäftigte ich mich mit Nebensächlichem.

Nicht aus purer Dummheit zieht es die Lachse an ihren Geburtsort zurück.
Es ist köstlich, in Süßwasser geboren zu werden in einladender Landschaft
und fröhlich ist das Wanderleben der Jugend in der Gottesweite des Pazifik

aber töricht im Salzwasser, bitter wie Tränen, sterben zu wollen.
Tod und Leben einander berührend, ein geschlossener Kreis –
o welch ein Traum!

Ist es der Traum der Lachse wandernd tausende Meilen vom Stillen Ozean
bis zum hohen Norden Britisch-Kolumbiens, das bekannt ist dank seiner
süßen Gewässer, Ströme, Bäche von endlosen Nadelwäldern
gesiebt und geklärt?
Möge es doch regnen zu rechter Zeit, damit die Lachse sich nicht
abwartend verbergen müssen in abgelegenen Buchten der Flüsse und nicht
allzu leichte Beute werden dem Adler und Hai, der sich bis hierher vortraut.

Zu langes Warten ermattet die Muskeln.
Wie sollen sie, setzt der Regen wieder ein, strömend, die Gießbäche
die tosenden Wasserfälle nehmen, die sie auf ihrem Heimweg erwarten
mit ausgehungerten Grizzlybären, die auch viele, viele Meilen gewandert sind
über verschneite Berge und eisige Höhen und jetzt ihre sehnsüchtigen
Mäuler auftun?

Weh dem Traum, weh der todlangen Reise, weh der wahnsinnigen Mühe um
ein vollkommenes Leben!

Die Evolution lehrte die Lachse nicht, die Leidenschaft preiszugeben und
stattete sie auch nicht aus mit der List des Odysseus,
die Ohren zu verschließen
vor dem betörenden Sang der Sirenen: „Schließt Euren Kreis!
Verlasst diese
Welt mit Erfüllung all eures Verlangens!"
Weder die gepriesene Evolution noch Gott der es gewohnt ist
seine Geschöpfe ihrem Schicksal zu überlassen, halfen den Lachsen.
Seit eh und je zieht Gott den kürzeren gegenüber dem Tod.

Zu starker Gerechtigkeitswille verübt oft mehr Übel als keiner
dünkt es mich manchmal.

Und Hand aufs (bangende) Herz: Haben die Grizzlybären denn ein
geringeres Lebensrecht, sie, denen der graue Wolf und die
flintenstolzen Jäger
nachstellen vom Frühling bis zum Herbst?

(aus: Tuvia Rübner: *Lichtschatten. Gedichte*, Rimbaud Verlag, Aachen, 2011, S. 63f.)

VERLEIHUNG DES LITERATURPREISES DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E. V. AN TUVIA RÜBNER

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar
10. Juni 2012, 11.00 Uhr

PROGRAMM

WOLFGANG AMADEUS MOZART (1756-1791)

Quartett für Oboe, Violine, Viola und Violoncello
F-Dur, KV 370, Allegro

Margret Schröder, Oboe*
Juliane Fischbeck, Violine
Annemarie Birckner, Viola
Marianne Gäbler, Violoncello*
Hochschule Franz Liszt Weimar

BEGRÜSSUNG

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Europäischen Parlaments a. D.

ANSPRACHE

Christine Lieberknecht MdL
Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen

DAS UNGEBROCHENE WORT
LAUDATIO AUF TUVIA RÜBNER

Prof. Dr. Adolf Muschg

PREISVERLEIHUNG

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Europäischen Parlaments a. D.

ZARTES GLEICHGEWICHT
DANKREDE

Tuvia Rübner

ROBERT SCHUMANN (1810-1856)

Klavierquintett Es-Dur, op. 44, Allegro brillante

Christine Claaß, Klavier*
Juliane Fischbeck, Violine
Prof. Dr. Anne-Kathrin Lindig
(Vertrauensdozentin der Konrad-Adenauer-Stiftung), Violine
Annemarie Birckner, Viola
Marianne Gäbler, Violoncello*
Hochschule Franz Liszt Weimar

** Stipendiatinnen der Konrad-Adenauer-Stiftung*

BILDLICHE IMPRESSIONEN

v. l. n. r.: (oben) Prof. Dr. Gerhard Lauer, Juror; Ijoma Mangold, Juror; Prof. Dr. Bernhard Vogel, Ehrenvorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Ministerpräsident a. D.; Christine Lieberknecht MdL, Ministerpräsidentin des Freistaats Thüringen und Jurorin; Prof. Dr. Adolf Muschg, Laudator; Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des Europäischen Parlaments a. D.; Prof. Dr. Norbert Lammert MdB, Präsident des Deutschen Bundestages und Stellvertretender Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung; (unten) Prof. Tuvia Rübner, Preisträger 2012; Galila Rübner; Prof. Dr. Birgit Lermen, Juryvorsitzende.

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des Europäischen Parlaments a. D.

Christine Lieberknecht MdL, Ministerpräsidentin des Freistaates Thüringen und Jurorin.

Der Laudator Prof. Dr. Adolf Muschg.

Prof. Dr. Birgit Lermen, Prof. Tuvia Rübner, Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP.

Prof. Tuvia Rübner mit Tochter Miriam und seiner Frau Galila im Park an der Ilm in Weimar.

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

verleiht

TUVIA RŰBNER

DEN
LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2012

Sankt Augustin/Berlin, im Juni 2012

DR. HANS-GERT PÖTTERING MdEP
VORSITZENDER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.
PRÄSIDENT DES EUROPÄISCHEN PARLAMENTS a.D.

PROF. DR. BIRGIT LERMEN
VORSITZENDE DER JURY
UNIVERSITÄT ZU KÖLN

Der 1924 in Pressburg (Bratislava) geborene Tuvia Rübner, der der nationalsozialistischen Verfolgung entrann und 1941 nach Palästina floh, ist ein Zeitzeuge mit der Kraft zu Offenheit und Verständigung, eine eindringliche moralische Zeugenstimme. Gewürdigt wird mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung die große Bedeutung von Tuvia Rübner als Brückenbauer zwischen den Kulturen, Sprachen und Literaturen ebenso wie sein autobiographisches und umfangreiches lyrisches Werk in deutscher und hebräischer Sprache. Der Autor hat Goethe und Kafka ins moderne Hebräisch, den israelischen Nobelpreisträger Samuel Joseph Agnon ins Deutsche übersetzt. Seine Werke schöpfen Bilder aus der Bibel, der jüdischen Tradition und dem Holocaust-Gedächtnis. Leitende Themen sind Erinnerung und Sprache, Heimat und Verlust, das Verhältnis Israels zu Deutschland und den arabischen Nachbarn. Gegen das „Schweigen", das „nicht genug" sein kann, setzt er die eindringliche Warnung vor einem „Antisemitismus nach der Shoah" und die Hoffnung auf einen friedfertigen Dialog der Kulturen.

„INS JA GESANDT”

TUVIA RÜBNER IM GESPRÄCH MIT MICHAEL BRAUN
UND CHRISTIAN ECHLE

Christian Echle: *Sie haben Ihre Gedichte bis in die 1950er Jahre hinein auf Deutsch verfasst, dann für 42 Jahre auf Ivrith. Nach Ihrer Emeritierung 1992 sind Sie wieder zum Deutschen übergegangen. Wie kam es zu diesen Sprach-Wechseln?*

Tuvia Rübner: Ich bin nicht ins Deutsche übergegangen. Ich schreibe weiter Ivrith-Gedichte. Die Bücher kommen zwar zuerst auf Ivrith heraus, aber ich übersetze mich selber. Das ist das Neue. Nach dem ersten Band *Wüsten-ginster*, den Christoph Meckel mit Efrat Gal-Ed bei Piper herausgegeben hat, fand am Starnberger See ein Leseabend statt, an dem ich mich selbst übersetzt habe. Von da an habe ich weiter alle meine Bände selbst übersetzt. Darunter gibt es auch originaldeutsche Gedichte. Und bei den Übersetzungen ändere ich, was die Sprache erfordert.
Zum Beispiel bedeutet „Herbst” im Deutschen etwas anderes als im Hebräischen. Die Assoziationen, die die Wörter erwecken, müssen bei der Übersetzung in Betracht gezogen werden. Und da ich vom Autor autorisiert bin, Änderungen vorzunehmen, gibt es auch solche Übersetzungen, die einen originaldeutschen Teil haben. Außerdem gibt es – besonders in dem Gedichtband *Wer hält diese Eile aus* – einen ganzen Teil von Gedichten, die ich dem Barock-Deutsch halb nachgemacht habe. Das heißt, ich schreibe auch deutsche Ge-

dichte, aber das ist nicht die Hauptsprache. Die ersten zwölf Jahre habe ich nur auf Deutsch geschrieben.

Michael Braun: *Herr Rübner, Sie kommen aus der deutschen Sprache, Sie schreiben auch in der hebräischen Sprache. Heinrich Heine sagt, die Muttersprache ist so etwas wie ein portatives Vaterland. Haben Sie die deutsche Sprache als Ihr Vaterland mit nach Israel genommen? Ist die deutsche Sprache für Sie so etwas wie Heimat?*

Rübner: Deutsch ist meine Muttersprache. Ob Deutsch mein Vaterland ist, weiß ich heute nicht, aber Sprache ist meine Heimat, und deutsche Gedichte spüre ich immer noch näher als Ivrith–Gedichte. Da kann man nichts machen. Erst gestern zitierte ich noch Georges „Seelied": „wenn an der kimm in sachtem fall / eintaucht der feurig rote ball" und so weiter. Ich kann noch heute deutsche Gedichte auswendig, aber ich kann kein einziges Ivrith-Gedicht auswendig.

Echle: *Sie werden in Israel wahrscheinlich trotzdem als hebräisch-sprachiger Autor wahrgenommen, nicht als deutscher Autor, nehme ich an.*

Rübner: Nein, werter Mann! Meine, sagen wir, Widersacher nennen mich einen hebräisch-deutschen Dichter *(lacht)*.

Echle: *Empfinden Sie das als eine Beschimpfung?*

Rübner: Warum denn? Aber die meinen: Kein echter hebräischer Dichter. Aber ich habe den Israel-Preis bekommen. Und das ist die höchste Auszeichnung.

Echle: *Das versöhnt.*

Braun: *Kommen wir zur Geschichte. In Ihrer Autobiographie erzählen Sie aus einem „langen kurzen Leben". Sie haben auch Gedichte über Geschichte geschrieben, zum Beispiel das Gedicht „Zur Historie". Da heißt es, die Historie habe keine „Scham". „Ansonsten ist Liebe nicht ihre Sache." „Das Ende verschweigt sie." Kann man aus der Geschichte überhaupt etwas lernen?*

Rübner: Ja, vielleicht. Ich meine, dass die vergangene Geschichte aus Erzählungen besteht. Deshalb sind sie besonders schön bei Plutarch und bei Hesiod. Sie wissen, dass sie erzählen. Die Geschichtshistoriker vom Fach sind ja auch eigentlich Erzähler. Geschichte als Erzählung ist schön, als Nicht-Erzählung ist es, wie Ludwig Strauß sagt, ein Ablauf von versäumten Gelegenheiten. Und deshalb kann man zur zeitgenössischen Geschichte wirklich kaum etwas aussagen, weil selbst die, die diese Geschichte quasi machen, keine Ahnung haben, was sie machen.

Braun: *Was ist mit Gedichten? Können Gedichte vor dem Vergessen retten? Können Gedichte auch Geschichte vermitteln?*

Rübner: Sie können es, wenn es Leser geben wird. Auch das können wir heute nicht mehr wissen. Vielleicht entwickeln wir uns zu völligen Roboterwesen.

Braun: *Das klingt sehr skeptisch.*

Rübner: Ja, aber man kann immer wieder überrascht werden.

Echle: *Sie haben viele Menschen aus Ihrer Familie im Konzentrationslager von Auschwitz verloren und danach gedichtet. Kann es Schönheit in Gedichten im Angesicht von Auschwitz geben? Wie sind Sie mit diesem Konflikt umgegangen?*

Rübner: Das weiß ich eigentlich gar nicht. Über Auschwitz habe ich ja lange nichts geschrieben, sondern erst viel später. Und wie ich das konnte, das weiß ich jetzt nicht mehr. Ich bin kein Dichter, der nach einem Programm arbeitet. Ich habe keine Idee eines Gedichtes, die ich dann verwirkliche. Das war das Ideal von Paul Valéry. Mir kommen nur ein paar Wörter mit einem Rhythmus in den Sinn, woraus dann etwas entsteht. Und ich weiß das Thema oft nicht, das heißt, ich weiß es eigentlich erst am Ende. Oder wenn ich dachte, es würde dahin leiten, kommt dann etwas ganz anderes heraus. Und wie ich dann über Auschwitz schreiben konnte – ich habe wenig darüber geschrieben, und ich nenne ein Gedicht ja auch „Ungedicht".

Braun: *In Ihren Gedichten kommen sehr häufig dunkle Bilder vor: der „Rauch" oder die „Asche". Trotzdem sprechen Ihre Gedichte auch von Schönheit. Ihr letzter Gedichtband heißt* Spätes Lob der Schönheit*. Warum kommt die Schönheit erst so spät?*

Rübner: Das Leben ist auch schön, und für mich *auch* Rauch und Asche. Beides. Ich kann die Schönheit nicht negieren. Es gibt in dieser wirklichen, vor allem bösen Welt auch Gutes, und es gibt auch immer wieder Schönes. Und je älter ich werde, desto offener werde ich dafür. Aber das heißt nicht, dass der Rauch oder die Asche verschwinden.

Braun: *Sie sagen, die Themen Ihrer Gedichte sind „Sehnsucht und Sprache und die Nacht der Toten". An erster Stelle steht die „Sehnsucht". Warum ist die Sehnsucht für Sie so wichtig beim Schreiben?*

Rübner: Das ist ein ganz frühes Gedicht, aus den deutschen Gedichten, nach Art einer griechischen Ode. Das ist die Sehnsucht der Toten, glaube ich. Die sehnen sich nach dem Leben.

Braun: *Geben Ihre Gedichte den Toten sozusagen eine Stimme?*

Rübner: Ja. Nach dem letzten veröffentlichten hebräischen Band gibt es ein ganzes Buch unveröffentlichter Gedichte. Da kommt zum Beispiel eines vor, in dem ich mit der Stimme der Toten spreche. Wie das kommt, weiß ich nicht, und ich forsche da nicht nach.

Echle: *Diesen Widerspruch zwischen „Dunkelheit" und „Schönheit" hat Ihr Freund Ludwig Strauß einmal in eine sehr schöne Frage verpackt an Werner Kraft, der ja Ihr Lehrer, Freund und auch Weggefährte war. Strauß hat Kraft gefragt, ob er „ins Ja gesandt" sei oder ins „Nein". Empfinden Sie sich als Ja-Gesandter?*

Rübner: Ich bin ein Ja-/Nein-Sager. Ich stehe zwischen den beiden.

Braun: *Herr Rübner, Sie erhalten morgen den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Sie sind der zwanzigste Preisträger. Dieser Literaturpreis wird an Autoren verliehen, die der Freiheit das Wort geben.*

Rübner: Ja.

Braun: *Legen Sie in Ihren Gedichten für die Freiheit ein besonders starkes Wort ein?*

Rübner: Ich glaube schon. Ja.

Braun: *Weil die Lyrik die freieste Gattung an sich ist? Sie sagen ja in der „Möglichkeitsform": Gedichte können alles.*

Rübner: Die Lyrik ist eigentlich Opposition zu dem, was wir ‚Welt' nennen. Ihre Freiheit ist: der Welt eine Gegen-Welt entgegenzusetzen. Das ist schon ein Wort der Freiheit. Außerdem gibt es, glaube ich, in meinen Gedichten solche Stellen, wo man das herausspürt.

Echle: *Die Jury des Preises würdigt Sie in ihrer Begründung als Brückenbauer zwischen den Sprachen, den Kulturen und der Literatur. Finden Sie sich in dieser Beschreibung wieder?*

Rübner: Ich sehe mich nicht als Brückenbauer, sondern höchstens als Vogelbauer *(lacht)*. Ich schreibe Ivrith und ich schreibe Deutsch. Ich denke Ivrith, ich denke auch Deutsch. Ich träume auch manchmal Ivrith und manchmal Deutsch. Wenn das eine Brücke ist, dann bin ich ein Brückenbauer, aber kein Bauer. Es ist so; ich bin das, was ich bin, aber nicht mehr. Ich hatte nicht die Absicht, Brücken zu bauen.

Braun: *Aber die Leser dürfen über Ihre Brücken gehen?*

Rübner: Ja, ja. Das würde mich freuen.

Echle, Braun: *Herr Rübner, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

Das Interview von Michael Braun (Leiter Referat Literatur der KAS) und Christian Echle (Online-Redakteur der KAS) mit Tuvia Rübner fand am 9. Juni 2012 im Hotel Dorint in Weimar statt. Aufgezeichnet wurde es von Juliane Liebers.

POSTKARTE AUS WEIMAR

Tuvia Rübner

Immer dir vor Augen. Du meinst, du könntest, aber

nicht einzuholen das Vergangene. Nicht

im Goethepark mit seinem Hellen und Dunklen, nicht

im Gartenhaus mit dem Schreib-Bock, nicht in der runden

umrindeten Hütte, auch nicht im Erker am Schloss, Karzer

Johann Sebastians weil er auch in Gotha musizierte, seinem Sold

etwas zuspringen zu lassen.

Nicht einzuholen. Nicht mit Schmerz, nicht mit Lust.

Du glaubst, es ist im Netz und schon

gaukelt es vor dir her. Leicht wie ein Falter

drückt es dich zu Boden: du kniest mit haschenden Händen.

Wer kann vergessen?

ZEITTAFEL

Tuvia Rübner

- 1924 Geboren am 30. Januar in Bratislava (Preßburg), wo er auch aufwuchs.
  Nach dem Besuch des Deutschen Staatsrealgymnasiums und des slowakischen Gymnasiums, den er durch das Verbot von jüdischen Schülern abbrechen musste, fand Tuvia Rübner Anstellung in einem Betrieb, in dem sich junge Juden auf die Auswanderung vorbereiteten. Am 12. Juni 1942 wurden seine Eltern Moritz Manfred Rübner (geb. 1885) und Elsa Grünwald (geb. 1889) und seine Schwester Alice (geb. 1929) nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.
- Mai 1941 Auswanderung aus der Slowakei über Budapest in das damalige Palästina (heutiges Israel) in den Kibbuz „Merchavia". Dort zunächst Arbeit als Schafhirte, in den 1950er Jahren Arbeit als Bibliothekar in Merchavia und Literaturlehrer an einer Mittelschule, später als Professor für hebräische und deutsche Literatur an der Universität Haifa.
- 1944 Heirat. Tuvia Rübners Frau Ada starb 1950 bei einem Busunglück.
- 1953 Heirat mit der Konzertpianistin Galila Jisreeli.
- bis 1954 Schreiben deutschsprachiger Gedichte, dann Wechsel ins Neuhebräische.
- 1996 bis 1967 Abgesandter der Jewish Agency in Zürich.
  Ausstellungen seiner fotografischen Arbeiten in der Schweiz, Frankreich, Italien und Israel.
- 1990 *Wüstenginster*. Hrsg. von Efrad Al-Ged und Christoph Meckel (Lyrik, Piper Verlag).
- 1992 Emeritierung als Professor für hebräische und deutsche Literatur.
- 1993 Dan Pagis' (1930-1986) Gedichte *Erdichteter Mensch* erscheinen in einer hebräisch-deutschen Ausgabe, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Tuvia Rübner.
- 1994 *Zwei Gedichte* (Verlag Ulrich Keicher). Zürcher Steinberg-Preis. Christian-Wagner-Preis.

- 1995 *Granatapfel* (Lyrik, Rimbaud Verlag).
- 1998 *Rauchvögel* (Lyrik, Rimbaud Verlag). Im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag erscheint in Tuvia Rübners Übersetzung die erste deutschsprachige Ausgabe des Romans *Schira* (1970) des israelischen Nobelpreisträgers Samuel Joseph Agnon (1888-1970).
- 1999 *Stein will fließen* (Lyrik, Rimbaud Verlag). Celan-Preis. Jeanette Schocken Preis.
- 2000 *Zypressenlicht* (Lyrik, Rimbaud Verlag).
- 2002 Ján-Smrek-Preis.
- 2003 *Von Luft zu Luft* (Lyrik, Verlag Ulrich Keicher).
- 2004 Samuel Joseph Agnons Erzählung *Der Vorabend* und Tuvia Rübners Essay *Erzählen an der Grenze. Bemerkungen zu zwei jüdischen Erzählern, Agnon und Kafka* erscheinen in der Reihe „Warmbronner Schriften" der Christian-Wagner-Gesellschaft, herausgegeben von Harald Hepfer (Ulrich Keicher Verlag). Tuvia Rübners Autobiographie *Ein langes kurzes Leben. Von Preßburg nach Merchavia* erscheint im Aachener Rimbaud Verlag.
- 2007 *Wer hält diese Eile aus* (Lyrik, Rimbaud Verlag).
- 2008 Theodor-Kramer-Preis. Israel-Preis.
- 2010 *Spätes Lob der Schönheit* (Lyrik, Rimbaud Verlag).
- 2011 *Lichtschatten* (Lyrik, Rimbaud Verlag).
- 2012 In der Stiftung Lyrik Kabinett erscheint der Gedichtband *Diskurs über die Zeit* des 1935 in Sofia geborenen und seit 1944 in Tel Aviv lebenden Lyrikers Anton Pincas in der Übersetzung von Tuvia Rübner.
  Am 10. Juni wird Tuvia Rübner mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet.

JUROREN 2012

Prof. Dr. Gerhard Lauer

Geboren 1962. M.A. 1989. Promotion 1992. Habilitation 2000 an der Universität München. Forschungsaufenthalte an der Princeton University (1990), am Oxford Center for Postgraduate Hebrew Studies (1991) und an der Hebräischen Universität Jerusalem (1996). Seit 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Philologie an der Universität Göttingen, 2007 Direktor des Instituts. Gründungsdirektor des Göttinger Zentrums für Theorie und Methodik der Kulturwissenschaften (2005), Teilnehmer der Graduiertenkollegs „Generationengeschichte" und „Wertung und Kanon" sowie der Max Planck Research School „Werte und Wertewandel in Mittelalter und Neuzeit".
Habilitationspreis der Universität München (2002).

Publikationen u. a.: *Die verspätete Revolution. Erich von Kahler. Wissenschaftsgeschichte zwischen konservativer Revolution und Exil* (1995), *Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung im 19. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1996), *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs* (Mithrsg., 1999), *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie* (Mithrsg., 2000), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (Mithrsg., 2000), *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte* (Mithrsg., 2003), *Contested Legacies. Sixteen Chapters on the Vicissitudes of Bildung in Exile* (Mithrsg., 2005), *Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert* (Mithrsg., 2008), *Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung (1650-1770)* (2008), *Grundkurs Literaturgeschichte* (2008), *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen* (Mithrsg., 2009), *Die Erfindung des Schriftstellers Thomas Mann* (Mithrsg., 2009), *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung* (Hrsg., 2010), *Lexikon Literaturwissenschaft. Hundert Grundbegriffe* (Mithrsg., 2011), *Kunst und Empfindung: zur Genealogie einer kunsttheoretischen Fragestellung in Deutschland und Frankreich im 18. Jahrhundert* (Hrsg., 2012), *Vergessen, was Eltern sind: Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur* (Mithrsg., 2012).

Zahlreiche Aufsätze zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, zu Grundbegriffen der Literaturtheorie, zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik.

Prof. Dr. Birgit Lermen

Geboren 1935. Professor em. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (seit 1993), Mitglied u. a. der Jury des Düsseldorfer Heine-Preises (seit 2008). Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse.

Publikationen u. a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren* Bd. 1: *Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache"* und Bd. 2: *Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens"* (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1999), *„Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft". Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg. von Michael Braun u. a., 2000), *Thomas Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (I.): Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Mithrsg., 2004), *Begegnung mit dem Nachbarn (III. und IV.): Französische Gegenwartsliteratur* und *Schweizer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2004 und 2006), *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2004, 2005, 2008, 2011), *Stefan Andres: Werke* (Mithrsg., 2007 ff.), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., 2010), *Stefan Andres: Werke in Einzelausgaben / Tanz durchs Labyrinth: Lyrik – Drama – Hörspiel* (Mithrsg., 2012).
Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Christine Lieberknecht MdL

Geb. 1958 in Weimar. 1982 erstes, 1984 zweites theologisches Examen. 1984-1990 Pastorin im Kirchenkreis Weimar. Seit 1991 Mitglied des Thüringer Landtags. 1990-1992 Thüringer Kultusministerin, 1992-1994 Thüringer Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, 1994-1999 Thüringer Ministerin für Bundesangelegenheiten in der Staatskanzlei. 1999-2004 Präsidentin des Thüringer Landtags. 2004-2008 Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. 2008-2009 Thüringer Ministerin für Soziales, Familie und Gesundheit. Seit dem 30. Oktober 2009 Ministerpräsidentin des Freistaats Thüringen.

Stv. Mitglied der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), stv. Bundesvorsitzende des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU, Mitglied im Kuratorium der Internationalen Martin-Luther-Stiftung. Ehrenvorsitzende der Europäischen Bewegung Thüringens e. V., korrespondierendes Mitglied des Collegium Europaeum Jenense, Vorsitzende des Stiftungsbeirats der Thüringer Stiftung für Bildung und berufliche Qualifizierung, Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung „Schloss Ettersburg – Gestaltung des demografischen Wandels", Vorsitzende des Kuratoriums Deutsche Einheit e. V. u. a.

Vgl. www.christine-lieberknecht.de und www.thl-cdu.de

Felicitas von Lovenberg

Geboren 1974 in Münster. Studium der Neueren Geschichte in Bristol und am St. Antony's College in Oxford. Seit 1998 Redakteurin im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zunächst im Ressort Kunstmarkt, im Juli 2001 Wechsel in die Literaturredaktion. Verantwortlich für die Samstagsbeilage „Bilder und Zeiten" von November 2006 bis 2008, seither Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben. Moderation der Sendung „Literatur im Foyer" im SWR-Fernsehen seit November 2008. Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik (2003). Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik (2007). Hildegard-von-Bingen-Preis (2011).

Publikationen u. a.: *Verliebe dich oft, verlobe dich selten, heirate nie?* (2005), *Jane Austen: Ein Porträt* (2007), *Mein Lieblingsmärchen: 101 Verführungen zum Lesen* (2007), *Jane Austen: Über die Liebe* (Hrsg., 2007).

Ijoma Mangold

Geboren 1971 in Heidelberg. Studium der Literaturwissenschaft und der Philosophie an den Universitäten München (LMU), Berlin (HU) und Bologna. Redakteur bei der *Berliner Zeitung* (2000-2001). Seit 2001 Literaturredakteur der *Süddeutschen Zeitung* (seit 2007 in deren Berliner Redaktion), vom 1. April 2009 bis 31. Juli 2011 stellv. Ressortleiter Feuilleton/Literatur der *Zeit* (Hamburg). Seit 1. August 2011 Feuilleton-Redakteur im Berliner Büro der *Zeit*. Vom 10. Juli 2009 bis Ende Moderation (gemeinsam mit Amelie Fried) der ZDF-Literatursendung *Die Vorleser*. Juror beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt (seit 2007). Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises (2007) und des Candide-Preises (2006-2009). Berliner Preis für Literaturkritik (2007).

Publikationen: *Die Besten 2008: Klagenfurter Texte. Die 32. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2008), *Die Besten 2009: Klagenfurter Texte. Die 33. Tage der Deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt* (Hrsg., 2009), *Das war meine Rettung: 50 Persönlichkeiten erzählen von Wendepunkten in ihrem Leben* (Mithrsg., 2012). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, vor allem zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Christine Lieberknecht MdL

s. Seite 55

Prof. Dr. Adolf Muschg

Geboren 1934 in Zollikon, Kanton Zürich/Schweiz. Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie in Zürich und Cambridge. 1959 Promotion bei Emil Staiger über Ernst Barlach. 1959 bis 1962 Gymnasiallehrer in Zürich, dann verschiedene Stellen als Hochschullehrer in Deutschland (Universität Göttingen), Japan (Tokio, ICU) den USA (Cornell University, Ithaca, N.Y.) und in Genf. 1970 bis 1999 Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. 1997 Gründungsleiter des Collegium Helveticum (interdisziplinäres Graduiertenkolleg) in der Semper-Sternwarte Zürich. 1976 bis 2006 Präsident der Akademie der Künste Berlin. Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt sowie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und der Freien Akademie der Künste Hamburg. Mitglied der Mitgliederversammlung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. Lesereisen in Deutschland, England, Holland, Italien, Japan, Kanada, Österreich, Portugal, Taiwan, USA.

Auszeichnungen u. a.: Förderungspreis der Schweizerischen Schillerstiftung (1965), Literaturpreis von Stadt und Kanton Zürich (1965), Förderungspreis des Landes Niedersachsen (1966), Georg Mackensen Literaturpreis (1967), Hamburger Lesepreis (1967), Conrad Ferdinand Meyer-Preis (1968), Hermann-Hesse-Preis (1974), Förderaktion für zeitgenössische Autoren des Bertelsmann Verlags (1976/77), Großer Literaturpreis der Stadt Zürich (1984), Carl-Zuckmayer-Medaille (1990), Ricarda-Huch-Preis (1993), Erich Fried Ehrung für sein Lebenswerk (1994), Georg-Büchner-Preis (1994), Vilenica-Preis (1995), Internationaler Literaturpreis Chianti Ruffino-Antico Fattore (1996), Grimmelshausen-Preis (2001), Deutscher Verdienstorden (2004).

Publikationen: *Im Sommer des Hasen* (Roman, 1965), *Gegenzauber* (Roman, 1967), *Fremdkörper* (Erzählungen, 1968), *Rumpelstilz. Ein kleinbürgerliches Trauerspiel* (1968), *Mitgespielt* (Roman, 1969), *Papierwände* (Aufsätze, 1970), *Die Aufgeregten von Goethe. Ein politisches Drama* (1971), *Liebesgeschichten* (1972, 2005/2006 aufgenommen in die Schweizer Bibliothek), *Albissers Grund* (Roman, 1974), *Kellers Abend. Ein Stück mit Nachspiel* (Uraufführung: Theater Basel, 1975), *Entfernte Bekannte* (Erzählungen, 1976), *Gottfried Keller. Biographie* (1977), *Noch ein Wunsch* (Erzählungen, 1979), *Besprechungen 1961-1979* (1980), *Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft* (Roman, 1980), *Die Tücke des verbesserten Objekts* (Rede im Rahmen einer Ringvorlesung an der ETH, 1980), *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare. Frankfurter Poetik-Vorlesungen* (1981), *Leib und Leben* (Erzählungen, 1982), *Das Licht und der Schlüssel. Erziehungsroman eines Vampirs* (1984), *Goethe als Emigrant* (Aufsätze, 1986), *Der Turmhahn und andere Liebesgeschichten* (1987), *Die Schweiz am Ende – am Ende die Schweiz. Erinnerungen an mein Land vor 1991* (Aufsätze, Reden, Vorträge 1974-1990), *Ein ungetreuer Prokurist und andere Erzählungen* (1991), *Zeichenverschiebung. Über japanische Lebens- und Denkart* (1991), *Der Rote Ritter. Eine Geschichte von Parzival* (Roman, 1993), *Herr, was fehlt euch? Zusprüche und Nachreden aus dem Sprechzimmer eines heiligen Grals* (1994), *Nur ausziehen wollte sie sich nicht* (Erzählungen, 1995), *Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat. Sieben Gesichter Japans* (1995), *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt: fünf Reden eines Schweizers an seine und keine Nation* (Essay, 1997), *O mein Heimatland! 150 Versuche mit dem berühmten Schweizer Echo* (Essay, 1998), *Sutters Glück* (Roman, 2001), *Das gefangene Lächeln. Eine Erzählung* (2002), *Gehen kann ich allein und andere Liebesgeschichten* (2003), *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz* (2004), *Der Schein trügt nicht. Über Goethe* (2004), *Was ist europäisch? Reden für einen gastlichen Erdteil* (2004), *Eikan, du bist spät* (Roman, 2005), *Wenn es ein Glück ist. Liebesgeschichten aus vier Jahrzehnten* (2008), *Kinderhochzeit* (Roman, 2008), *Etwas, das noch keiner gesehen hat. Rede zur Eröffnung des Europäischen Schriftstellerkongresses in Saarbrücken* (2008), *Sax* (Roman, 2010), *Löwenstern* (Roman, 2012).

Dr. Hans-Gert Pöttering MdEP

Geboren 1945 in Bersenbrück/Niedersachsen. 1966-1968 Wehrdienst. Studium der Rechtswissenschaften, Politik und Geschichte an den Universitäten Bonn und Genf sowie dem dortigen Institut des Hautes Études Internationales. 1973 Erstes juristisches Staatsexamen. 1974 Promotion, 1976 Zweites juristisches Staatsexamen. 1976-1979 Wissenschaftlicher Angestellter, 1989 Berufung zum Lehrbeauftragten der Universität Osnabrück, Berufung zum Honorarprofessor.

Seit 1979 Mitglied des Europäischen Parlaments, 1984-1994 Vorsitzender des Unterausschusses „Sicherheit und Abrüstung" des Europäischen Parlaments. 1994-1999 Stellvertretender Vorsitzender der EVP-Fraktion im Europäischen Parlament. 1997-1999 Präsident der Europa-Union Deutschland. 1999-2007 Vorsitzender der EVP-ED-Fraktion im Europäischen Parlament (wiedergewählt nach der Europawahl 2004), 2007-2009 Präsident des Europäischen Parlaments, Stellvertretender Vorsitzender der EVP, 2007-2009 Mitglied im Präsidium der Europäischen Volkspartei (EVP) und der CDU. Seit 2009 kooptiertes Mitglied im Bundesvorstand der CDU Deutschlands. Seit 1.1.2010 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Auszeichnungen u. a.: Ehrenbürger der Stadt Bersenbrück; Kommandeur der französischen Ehrenlegion; Schuman-Medaille der EVP-Fraktion; Großer Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland; Großes Ehrenzeichen der Republik Österreich; *Mérite Européen en or*, Luxemburg; Europäischer Ehrensenator; „Europa-Abgeordneter des Jahres 2004"; Auszeichnung der ZeitungF *European Voice*; Ehrendoktor der Babeş-Bolyai-Universität in Cluj-Napoca (Klausenburg), Rumänien; Ehrendoktor der Universität Opole (Oppeln), Polen; Ehrendoktor der Warmia und Mazury Universität Olsztyn (Allenstein), Polen; Großkreuz des Päpstlichen Gregoriusordens; Großer Verdienstorden der Königin Jelena mit Stern und Schulterband, Kroatien; Großkreuz des Zivilen Verdienstordens des spanischen Königs Juan Carlos; Ben-Gurion-Medaille; Ehrendoktor der Korea Universität Seoul.

Publikationen u. a.: *Adenauers Sicherheitspolitik 1955-1963. Ein Beitrag zum deutsch-amerikanischen Verhältnis* (1975), *Die vergessenen Regionen: Plädoyer für eine solidarische Regionalpolitik in der Europäischen Gemeinschaft* (1983, mit Frank Wiehler), *Weltpartner Europäische*

Union (1994, mit Ludger Kühnhardt), *Europas vereinigte Staaten – Annäherungen an Werte und Ziele* (1998, mit Ludger Kühnhardt), *Kontinent Europa: Kern, Übergänge, Grenzen* (2001, mit Ludger Kühnhardt), *Von der Vision zur Wirklichkeit. Auf dem Weg zur Einigung Europas* (2004), *Im Dienste Europas. Reden und Aufsätze* (2009), *Einigkeit in Freiheit* (2009), *Leitlinien für Wohlstand, soziale Gerechtigkeit und nachhaltiges Wirtschaften* (2009, mit Bernhard Vogel), *Christliche Werte in der europäischen Politik* (2010), *Damit ihr Hoffnung habt. Politik im Zeichen des „C"* (Hrsg., 2010), *Eine einsatzfähige Armee für Europa* (2011, Hrsg. mit Gerd F. Kaldrack), *Die europäische Perspektive – Werte, Politik, Wirtschaft* (2011), *Politik und Religion. Der Papst in Deutschland* (Hrsg., 2011), Die Zukunft des Sozialstaates (Hrsg., 2011), *Wir sind Heimat. Annäherungen an einen schwierigen Begriff* (2012, Hrsg. mit Joachim Klose).
Zahlreiche Beiträge zur Europapolitik.

MUSIKERINNEN

Christine Claaß, Klavier

Geboren 1992 in Mainz. Seit dem 9. Lebensjahr Klavierunterricht am Peter-Cornelius-Konservatorium Mainz bei Uwe Zeutzheim. Mehrere Wettbewerbserfolge bei „Jugend musiziert", sowie dem „Jugend-Förder-Wettbewerb"; im Alter von 14 Jahren ein Jahr lang in der vom Konservatorium besonders geförderten „Gruppe der 12". Diverse Auftritte und Konzerte, unter anderem in Dijon und im Herbst 2009 bei der Gesamtaufführung von „Lieder ohne Worte" beim Mendelssohn-Festival in Mainz. Februar 2010 Solistin mit Beethovens 2. Klavierkonzert beim „Konzert für junge Leute" mit dem Philharmonischen Staatsorchester Mainz unter der Leitung von Catherine Rückwardt. Seit April 2011 Studium der Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar und Stipendiatin der KAS.

Juliane Fischbeck, Violine

Geboren 1990 in Halle (Saale). Beginn des Violinunterrichts im Alter von fünf Jahren bei Ronny Mausolf, 2008 Abitur am Musikzweig der Latina August Hermann Francke in Halle/Saale. Seit 2008 studiert sie bei Frau Prof. Anne-Kathrin Lindig an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar. Beim Internationalen Hindemith-Wettbewerb 2010 in Berlin errang sie den dritten Preis. In der laufenden Spielzeit war sie Praktikantin im Sinfonieorchester des MDR-Rundfunks.

Prof. Anne-Kathrin Lindig, Violine

Professorin für Violine an der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar seit 1993, intensive Arbeit mit musikalisch hochbegabten Kindern und Jugendlichen am Musikgymnasium Schloss Belvedere, zahlreiche Meisterkurse im In- und Ausland, kammermusikalische Konzerte in Deutschland und Europa, Vizepräsidentin der Hochschule Weimar von 2000-2010, künstlerische Leiterin des Musikgymnasiums von 1993-2000, seit 2004 Vertrauensdozentin der Konrad-Adenauer-Stiftung, seit September 2011 Sprecherin der Vertrauensdozenten der KAS.

Annemarie Birckner, Viola

Geboren 1991 in Jena. Erster Violinunterricht mit sechs Jahren bei Evi Waas. Ab 2001 Besuch des Christlichen Gymnasiums Jena. 2003 Schulwechsel an das Musikgymnasium Schloss Belvedere, Violinunterricht bei Prof. Anne-Kathrin Lindig. Ab 2009 Wechsel zur Viola, Unterricht bei Prof. Erich Krüger und Prof. Ditte Leser. 2010 Abitur. Seit Herbst 2010: Violastudium an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar bei Prof. Erich Krüger und Prof. Ditte Leser.

Marianne Gäbler, Violoncello

Geboren 1988 in Halle (Saale). Ab ihrem achten Lebensjahr erhielt sie Cellounterricht am Konservatorium „Georg Friedrich Händel" in Halle bei Tamara Megina-Steger. Marianne Gäbler ist mehrfache Preisträgerin des Wettbewerbs „Jugend musiziert". Solistisch und in der Kategorie Kammermusik konnte sie sich Preise auf Bundesebene erspielen. Außerdem nahm sie an verschiedenen Meisterkursen, z. B. bei Prof. B. Gmelin und den „Austrian Masterclasses", teil. Seit 2008 ist Marianne Gäbler Studentin an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar bei Christoph Spehr und seit 2010 Stipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Margret Schröder, Oboe

Geboren 1989 in Dresden. Mit sechs Jahren begann sie mit Blockflöte und Klavier, als Schülerin am Sächsischen Landesgymnasium „ Carl-Maria von Weber" wechselte sie zum Hauptfach Oboe. Seit Oktober 2008 studiert sie an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar bei Prof. M. Bäcker und besuchte Meisterkurse u. a. bei Christian Wetzel, Stefan Schilli und A. Ogrintchouk. Seit 2010 ist sie Stipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung und Mitglied der Jungen Deutschen Philharmonie. Ab August wird sie als Oboistin in der Orchesterakademie der Essener Philharmoniker tätig sein.

- Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch
- Literaturpreis 1994: Walter Kempowski († 2007) *(vergriffen)*
- Literaturpreis 1995: Hilde Domin († 2006) *(vergriffen)*
- Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn *(vergriffen)*
- Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann *(vergriffen)*
- Literaturpreis 1998: Hartmut Lange
- Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen *(vergriffen)*
- Literaturpreis 2000: Louis Begley
- Literaturpreis 2001: Norbert Gstrein *(vergriffen)*
- Literaturpreis 2002: Adam Zagajewski
- Literaturpreis 2003: Patrick Roth
- Literaturpreis 2004: Herta Müller *(2., erw. und akt. Auflage 2009)*
- Literaturpreis 2005: Wulf Kirsten
- Literaturpreis 2006: Daniel Kehlmann *(vergriffen)*
- Literaturpreis 2007: Petra Morsbach
- Literaturpreis 2008: Ralf Rothmann *(vergriffen)*
- Literaturpreis 2009: Uwe Tellkamp
- Literaturpreis 2010: Cees Nooteboom
- Literaturpreis 2011: Arno Geiger